

JOHN STRELECKY

*Wiedersehen
im Café am Rande
der Welt*

Eine inspirierende Reise
zum eigenen Selbst



VON DEM AUTOR
**Das Café
am Rande
der Welt**
DES BESTSELLERS

dtv
premium

JOHN STRELECKY

Wiedersehen

im Café am Rande

der Welt

Eine inspirierende Reise

zum eigenen Selbst

Mit Illustrationen

von Root Leeb

Aus dem Englischen

von Bettina Lemke

Auch von John Strelecky

[Das Café am Rande der Welt](#)

[The Big Five for Life](#)

[Safari des Lebens](#)

[Reich und Glücklich!](#)

Deutsche Erstausgabe 2015

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

© 2014 John Strelecky

Aspen Light Publishing

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

Return to The Why Cafe

Deutschsprachige Ausgabe:

© 2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Root Leeb

EINFÜHRUNG

Manchmal, wenn man es am wenigsten erwartet, aber vielleicht am meisten braucht, findet man sich an einem fremden Ort wieder, mit Menschen, die man gleichfalls nicht kennt, und erfährt neue Dinge. Ich erlebte so etwas eines Abends vor vielen Jahren an einem kleinen Ort, der liebevoll *Das Café am Rande der Welt* genannt wird.

Dieser Abend lenkte mein Leben in eine Richtung, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Ich erfuhr, was es heißt, wirklich frei zu sein, und erkannte, dass dies meine Bestimmung war.

Ich habe nie erfahren, warum genau oder auf welche Weise ich zu dem Café gelangt war. Ich war einfach dankbar dafür, diese Chance bekommen zu haben.

Dann fand ich mich eines Tages unter äußerst ungewöhnlichen Umständen erneut vor dem Café wieder. Und abermals führte meine Zeit dort mein Leben in eine neue Richtung. Dafür werde ich ewig dankbar sein.

Dies ist die Geschichte meiner Rückkehr zum *Café am Rande der Welt*.

Es war ein perfekter Tag. Der Himmel war von einem majestätischen Blau, die Luft war warm, aber nicht drückend. Ich hatte das Gefühl, im Paradies zu sein. Und in gewisser Weise war ich das tatsächlich. Hawaii vermittelt einem einfach ein paradiesisches Gefühl.

Mein Plan für diesen Tag bestand darin, eine Radtour zu machen. Das war alles. Keine Termine, keine festgelegte Route, kein Programm. Ich wollte einfach eine lange Tour unternehmen, auf abgelegenen Straßen entlangfahren und mich von meiner Intuition leiten lassen. Nur ich, mein Fahrrad und das Paradies, das es zu entdecken galt.

Nach ein paar Stunden, die ich auf diese Weise verbracht hatte, war ich völlig ahnungslos, wo ich mich befand. Und genau so wollte ich es auch haben.

Einer meiner Lieblingssongs kam mir in den Sinn. Er stammt von einer Sängerin namens Jana Stanfield. Eine Textzeile aus diesem Song lautet: »I am not lost, I am exploring.« Dieses Motto passte perfekt zu meinem Fahrradausflug, und in vielerlei Hinsicht auch perfekt zu den meisten meiner Abenteuer.

Plötzlich trugen mich meine Gedanken zurück zu einem außergewöhnlichen Abend vor vielen Jahren. Allerdings hatte ich zu jener Zeit nicht das Gefühl gehabt, auf einer Entdeckungsreise zu

sein. Ich hatte einfach nur das Empfinden, mich verirrt zu haben. Es war ein Abend, der mein Leben veränderte. Ich verbrachte ihn in einem kleinen Lokal mit dem Namen *Das Café am Rande der Welt*.

So vieles hatte sich seit diesem Abend verändert. Ich konnte mich schon fast nicht mehr an mein damaliges Leben erinnern. Es kam mir wie eine gänzlich andere Existenz vor. Ein anderes Ich.

Ich bog mit dem Fahrrad um eine Kurve und erhaschte einen Blick auf das Meer. Es war unglaublich blau. Ich dachte an eine Meeresschildkröte. Eine weitere Verbindung zu jenem Abend in dem Café.

Es war seltsam. Ich hatte mir die Erinnerung an das Café stets bewahrt. Allerdings war es mir seit Langem nicht mehr mit einer solchen Intensität durch den Kopf geschossen.

Ich bog um zwei weitere Kurven. Erneut eröffneten sich spektakuläre Aussichten.

Hawaii präsentiert sich mit einer unglaublichen Farbenpracht. Da die Inseln aus Vulkanen entstanden sind, findet man überall tiefschwarzes Lavagestein. Und als wolle die Natur einen perfekten

Kontrast dazu bieten, wachsen dort, wo das Gestein feiner wird, leuchtend grüne Pflanzen. In Verbindung mit dem türkisblauen Wasser des Meeres und einer Myriade von Orange- und Rottönen sowie all den anderen strahlenden Farben der üppigen Blumen überall ist es eine echte Wohltat für die Augen.

»Unglaublich«, dachte ich. »Absolut unglaublich.«

Meine letzten zehn Monate waren voller *unglaublicher* Momente gewesen. Ich hatte Wale vor der südafrikanischen Küste beobachtet, war auf Safari in Namibia gewesen und hatte frisch geschlüpften Meeresschildkröten in Zentralamerika geholfen, sich in die Meeresbrandung zu flüchten. In einem dreimonatigen Fahrradabenteuer durch Malaysia und Indonesien hatte meine Reise schließlich ihren Höhepunkt erreicht. Nun befand ich mich auf dem Weg nach Hause und legte für ein paar zusätzliche Wochen eine Zwischenstation auf Hawaii ein.

Wenn man dem Paradies schon einmal so nahe ist ... kann man sich schließlich auch eine Weile dort vergnügen.

Dies war nicht meine erste Entdeckungsreise in die Welt. Nach dem lang zurückliegenden Abend in dem Café habe ich ein neues Lebensmodell entwickelt. Ich arbeite ein Jahr und reise dann ein Jahr lang. Dann arbeite ich wieder ein Jahr, um anschließend erneut

ein Jahr lang unterwegs zu sein. Den meisten Menschen kommt das seltsam vor, da sie sich Sorgen um ihre Sicherheit und finanzielle Situation machen. Doch für mich funktioniert es. Ich habe festgestellt, dass man stets gefragt ist, wenn man etwas gut kann. Und so war es nie ein Problem für mich, einen neuen Job zu bekommen.

Dieselben Leute, die mein Leben eigenartig finden, erklären mir häufig, dass sie gerne tun würden, was ich tue. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hat jedoch kaum einer von ihnen es je versucht. Selbst diejenigen, die meinten, es wäre schon toll, nur ein paar Wochen mit mir unterwegs zu sein – haben es nie in die Tat umgesetzt.

Wahrscheinlich wäre es ein zu großer Schritt ins Ungewisse.

Ich trat weiterhin kräftig in die Pedale und noch mehr unglaubliche Ausblicke taten sich auf. Die Luft war erfüllt von süßem Blumenduft. Eins der Dinge, die ich an Hawaii liebe, ist der Duft der Blumen. Es ist, als würde man Nektar atmen. Hier ist die Natur von höchster Reinheit.

Nach ein paar weiteren Kilometern hatte ich einen Teil der Insel erreicht, den ich noch nie zuvor erkundet hatte. Hier war es flacher.

Zu meiner Rechten konnte ich in einiger Entfernung die Brandung hören. Ich kam zu einer Weggabelung. Rechts oder links.

»Nimm die weniger befahrene Straße«, dachte ich. »Immer die weniger befahrene.« So folgte ich der Straße, die rechts abzweigte. Die Asphaltstraße ging in einen Kiesweg über, und ich spürte, dass meine Muskeln stärker gefordert waren. Ich mag dieses Gefühl – egal, ob es sich um meinen Geist, meine Beine oder irgendeinen anderen Muskel handelt. Wenn ich gefordert werde, weiß ich, dass ich mich auf Abenteuerkurs befinde. Es ist stets der Fall, wenn ich etwas Neues erlebe, etwas Spannendes oder etwas, das mich antreibt.

Während ich weiterfuhr, sah ich das Wasser durch die Bäume hindurchschimmern. »Vielleicht gehe ich später schwimmen«, dachte ich.

Nach etwa 20 Minuten auf der Kiesstraße hatte ich ein eigenartiges Déjà-vu-Erlebnis. Es war merkwürdig. Ich war definitiv noch nie in diesem Teil der Insel gewesen. Aber dennoch ...

Ich versuchte gerade zu ergründen, warum ich dieses sonderbare Gefühl hatte, da erblickte ich es. In einiger Entfernung stand auf der rechten Straßenseite ein kleines weißes Gebäude mit einem

gekiesten Parkplatz davor und einem blauen Neonschild auf dem Dach.

Ich fiel fast von meinem Rad herunter. »Das ist unmöglich«, dachte ich. Aber natürlich ist nichts unmöglich – im Café am Rande der Welt.

Als ich näher kam, musste ich schmunzeln. Es war mit so vielen Erinnerungen verbunden. So viele Erkenntnisse hatte ich in diesem Café gewonnen. Aber warum war es hier? In diesem Moment? Letztes Mal war ich an einem ganz anderen Ort darauf gestoßen.

Ich warf einen Blick über die Schulter. Niemand war hinter mir. Ich beschleunigte das Tempo. Ich wollte um jeden Preis bei dem Café ankommen, bevor es womöglich wieder verschwand und ich die Chance gehabt hatte hineinzugehen.

Meine Sorge war unbegründet. Fünf Minuten später war ich dort und das Café stand noch da. Ich sah es mir genau an. »Ich kann es nicht glauben«, sagte ich zu mir.

In der Nähe des Eingangs befand sich ein Fahrradständer, in dem ich mein Rad abstellte. Mein Geist war wach und gespannt. Warum

war das Café hier?

Rasch eilte ich die Stufen vor dem Café hinauf und zog nach kurzem Zögern die Eingangstür auf. An der Tür hingen einige Glocken. Es waren dieselben wie beim letzten Mal. Klingelnd kündigten sie meine Ankunft an.

Ich betrat das Café und sah mich um. Es war, als würde ich einen Schritt zurück in die Vergangenheit machen. Der Raum sah *genauso* aus wie vor fast zehn Jahren. Die roten Sitznischen, die verchromten Barhocker, die Frühstückstheke ... Und alles wirkte immer noch nagelneu.

»Willkommen, John.«

Ich wandte mich nach links. Einen Moment zuvor war dort noch niemand gewesen. Jetzt stand dort jemand. Es war Casey, die Bedienung. Bei meinem letzten Cafébesuch hatte ich mich die ganze Nacht mit ihr, dem Besitzer des Cafés sowie einer Besucherin unterhalten. Ihre Einstellungen und Ideen hatten mein Leben verändert.

Casey lächelte.

Ich erwiderte ihr Lächeln. »Hallo Casey.«

Sie kam auf mich zu und umarmte mich herzlich. »Lange nicht gesehen.«

Ich nickte, immer noch verblüfft darüber, wo ich war, und nun auch darüber, mit wem ich sprach. »Du siehst toll aus«, sagte ich. »Du hast dich ... überhaupt nicht verändert.« So war es tatsächlich. Sie war überhaupt nicht gealtert.

Sie lächelte erneut. »Du siehst auch gut aus, John.«

Ich ließ meinen Blick durch den Raum schweifen. »Ich kann nicht glauben, dass ich hier bin. Ich habe heute Morgen sehr intensiv an das Café gedacht. Aber dass ich es hier vorfinden würde ...«

»Manchmal verändern wir den Standort«, bemerkte Casey. Als ob das ausreichend erklärt hätte, wie dasselbe Café, das ich vor Jahren besucht hatte, nun an einem Ort sein konnte, der Tausende von Kilometern entfernt lag. Ganz zu schweigen davon, dass es sich offenbar kein bisschen verändert hatte.

»Vielleicht eröffnen wir ja auch Zweigstellen«, fügte Casey schmunzelnd hinzu.

Ich lachte. Sie zog mich wegen einer Bemerkung auf, die ich das letzte Mal im Café gemacht hatte. Wie konnte sie sich nur daran erinnern?

Sie deutete auf eine Sitznische. »Magst du dich setzen?«

Ich rutschte hinein und ließ meine Hände über die Bank gleiten. Sie fühlte sich absolut neu an.

»Darf ich dir etwas bringen?«, fragte Casey und legte eine Speisekarte auf den Tisch.

Ich schmunzelte, denn ich erinnerte mich an die Karte mit dem magischen Text, der auftauchte und wieder verschwand. Ich nahm die Karte in die Hand.

Bei meinem letzten Cafébesuch hatten drei Fragen auf der Rückseite der Karte gestanden.

Warum bist du hier?

Hast du Angst vor dem Tod?

Führst du ein erfülltes Leben?

Ich drehte die Speisekarte um. Da waren sie. Wie sehr sich mein Leben doch aufgrund dieser drei Fragen gewandelt hatte.

»Deine Situation hat sich mittlerweile etwas verändert, nicht wahr?«, fragte mich Casey.

Ich blickte zu ihr auf und lächelte. »In der Tat. Sie hat sich sehr verändert. Absolut zum Guten.«

»Inwiefern?«

Ich schüttelte meinen Kopf. »Oh je, wo soll ich anfangen?«

Casey ließ sich auf der Bank mir gegenüber nieder. Sie streckte die Arme aus und legte ihre Hände auf meine. »Wie wäre es mit dem Morgen vor zehn Jahren, an dem du das Café verlassen hast?«

Ich drehte meine Hand um, ergriff Caseys und drückte sie sanft. Sie war warm. Sie war real. Ich war tatsächlich wieder in dem Café.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf und schmunzelte dann.

»Also gut«, begann ich. »Ausgerüstet mit der Speisekarte, die du mir geschenkt hast, einem Stück von Mikes Erdbeer-Rhabarber-Kuchen und einer ziemlich neuen Lebensperspektive habe ich diesen Ort das letzte Mal verlassen, um einer völlig neuen Realität zu begegnen.

Jene Nacht hat mich verändert. Bis heute wirken sich die Dinge, die ich damals erfahren habe, auf viele Aspekte meines Lebens aus. Die Geschichte von der grünen Meeresschildkröte, die Erzählung über den Fischer, das Gespräch mit Anne darüber, dass ich mir meine Version der Realität ja selbst aussuche ... All das spielt heute eine große Rolle in meinem Leben.«

Casey lächelte und lehnte sich auf der Sitzbank zurück. Sie deutete mit dem Kopf zur Eingangstür des Cafés. »Als du das letzte Mal dort hereingekommen bist, warst du nicht so glücklich.«

Ich lächelte ebenfalls. »Jetzt geht es mir viel besser. Mir geht es sogar so viel besser, dass ich schon fast nicht mehr weiß, wie mein Leben vorher ausgesehen hat. Ich muss wirklich angestrengt nachdenken, um mich daran zu erinnern, wie schwierig das Leben mir damals vorkam.«

»Also, was geschah, nachdem du das Café verlassen hast?«

»Die Dinge veränderten sich«, erwiderte ich achselzuckend. »Ich veränderte mich. Meine Einstellung, das, was ich tat, wie ich Dinge in Angriff nahm ... Manche Projekte waren klein, andere erheblich größer. Kurz nachdem ich das Café verlassen hatte, kündigte ich meinen Job und entschloss mich, die Welt zu bereisen.«

»Wirklich?«

Ich nickte. »Ich hatte schon lange davon geträumt, so etwas zu tun. Allerdings kam es mir immer ziemlich unerreichbar vor. Doch nach meinem Cafébesuch war ich offener. Davor baute ich stets eine Mauer um mich herum auf, wenn ich Menschen begegnete, die etwas Großartiges machten. Ich fand tausend Ausreden, warum ich nicht auch so etwas machte und nie tun könnte. Jetzt sah ich dieselben Leute auf eine andere Weise. Sie stellten keine Bedrohung mehr für mich dar. Nun waren sie Vorbilder für mich, die mir eine Orientierung boten.

Wahrscheinlich wusste ich vorher nicht genau, wer ich eigentlich war. Ich befürchtete, mich aus Unwissenheit lächerlich zu machen oder mir eine Blöße zu geben, sodass ich mich nicht traute, Fragen zu stellen. Und, was noch schlimmer war, ich war gar nicht bereit, etwas Neues zu lernen.

Jedenfalls kreuzten von nun an immer wieder interessante Menschen meinen Weg, die losgezogen waren und die Welt bereisten. Nachdem ich etwas Geld gespart hatte, brach ich schließlich selbst auf und ging auf Reisen.«

Casey nickte. »Und?«

»Es war fantastischer, als ich in fünfzig Leben beschreiben könnte«, antwortete ich lächelnd. »Es veränderte mein Leben noch einmal komplett. Es gibt so *viele* unglaubliche Orte auf diesem Planeten. Und ebenso viele Dinge, die man erleben kann. Von den Lektionen, die das Leben uns lehrt, ganz zu schweigen.«

Casey und ich unterhielten uns fast eine Stunde lang. Ich berichtete ihr von den verschiedenen Orten, die ich besucht, und von einigen Abenteuern, die ich erlebt hatte. Von meiner Safari in Afrika, meiner Reise zur Chinesischen Mauer, meinen Streifzügen durch den bornesischen Dschungel, von den antiken Stätten des alten Rom ... Ich hatte den Eindruck, dass Casey viele der Orte kannte, von denen ich erzählte. Irgendetwas sagte mir, dass auch sie eine Reisende war. Trotzdem stellte sie mir viele Fragen.

»Und was ist mit dir?«, fragte ich sie schließlich. »Jetzt habe fast nur ich geredet. Was hast du die ganze Zeit gemacht?«

»Tja, wie du wahrscheinlich bemerkt hast, sind wir jetzt nicht mehr an demselben Ort wie bei deinem letzten Besuch.«

»Darüber habe ich mir schon Gedanken gemacht«, sagte ich.

Sie nickte. »Das hat seinen Grund. Denn heute wird etwas geschehen.«

»Was denn?«

Genau in diesem Moment fuhr ein weißes Auto auf den Parkplatz.

Casey warf einen Blick nach draußen. »Kannst du gut kochen, John?«

»Nicht wirklich. Aber euer Standardfrühstück würde ich wahrscheinlich hinbekommen. Warum fragst du?«

»Mike kommt heute später, und ich könnte etwas Hilfe in der Küche gebrauchen.« Sie deutete mit dem Kopf in Richtung des Autos, das vorgefahren war. »Sieht so aus, als hätten wir unseren ersten Gast.«

Es gab viele Gründe, warum ich Nein hätte sagen können. Ich hatte noch nie in einem Café in der Küche gestanden. Ich konnte lediglich ein paar Kleinigkeiten zubereiten. Ich arbeitete nicht dort ... Aber aus irgendeinem Grund schien alles absolut in Ordnung zu sein.

»Nun«, sagte ich mit einem Lächeln, »wenn die Gäste Blaubeerpfannkuchen oder French Toast mit Ananas bestellen, sieht es gut aus. Bei allen anderen Gerichten kann ich nicht viel versprechen.«

Casey lächelte zurück. »Dann hoffen wir, dass eins von beiden bestellt wird.« Sie blickte noch einmal nach draußen. »Geh doch schon mal in die Küche und sieh dich dort um. Ich komme in ein paar Minuten nach, um zu hören, wie du zurechtkommst.«

Casey sah, wie eine Frau aus dem Auto ausstieg. Gemessen an hawaiianischen Gepflogenheiten war sie übertrieben gut gekleidet. Kostüm, High Heels, hochgesteckte Haare ... Dabei machte sie einen sehr gestressten Eindruck, der alles überlagerte. Sie versuchte gleichzeitig, die Autotür zu schließen, ihre Sonnenbrille einzustecken und einen Anruf entgegenzunehmen.

Es gelang ihr, die Autotür zuzudrücken, aber dabei ließ sie aus Versehen die Schlüssel auf den Kiesboden fallen. Casey hörte sie schimpfen, während sie sich bückte, um die Schlüssel aufzuheben. Dabei ließ sie auch noch das Handy fallen. Casey schmunzelte.

Als die Frau Schlüssel und Handy wieder aufgesammelt hatte, ging sie auf das Café zu. Das Handy presste sie erneut gegen ihr Ohr. Sie stieg die Stufen zum Eingang hinauf, doch da kam ihr wohl in den Sinn, dass sie ihr Auto nicht abgeschlossen hatte. Sie fummelte am Schlüsselbund herum und ließ ihn erneut fallen. Sie war sichtlich irritiert. Schließlich gelang es ihr, das Auto mit einem lauten Pieps zu verriegeln.

Die Frau zog die Cafétür auf und presste ihr Ohr gegen das Handy, als würde sie versuchen, besser zu verstehen. »Ich kann Sie nicht hören«, sagte sie laut. »Der Empfang ist sehr schlecht. Ich kann Sie nicht ... ich kann Sie nicht ...« Sie betrachtete das Handy. Dann schaltete sie es mit einem verzweifelten Seufzen ab.

»Hallo«, sagte Casey mit ruhiger Stimme. Sie stand in der Nähe der Eingangstür und hatte von dort aus alles beobachtet.

Die Frau sah überrascht auf. »Hallo. Entschuldigen Sie bitte. Ich wollte nur ... ich meine ...« Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich habe versucht, mein Gespräch zu Ende zu führen, aber offenbar hatte ich plötzlich keinen Empfang mehr.«

Casey nickte. »Ja, das kommt hier des Öfteren vor.« Dann fragte sie lächelnd: »Kann ich Ihnen helfen?«

Die Frau sah sich um. Sie versuchte, die Situation einzuschätzen. Sollte sie bleiben oder wieder gehen? Ihre Kleidung und ihr Verhalten wiesen darauf hin, dass sie ein anderes Lokal suchte. Etwas anderes als einen *Schnellimbiss*. Ihre Augen und ihre Mimik machten deutlich, dass das Café ihren Ansprüchen nicht genügte.

Aber dann bemerkte Casey ein kurzes Aufleuchten in den Augen der Frau. Hinter der mondänen Fassade verbarg sich *irgendetwas* Authentisches, das zu ihr sagte: »Bleib für eine Weile hier.«

»Wenn Sie der Straße noch etwa 20 Minuten folgen, gelangen Sie zu vielen anderen Restaurants«, sagte Casey. »Dort haben Sie auch einen besseren Handyempfang.« Damit gab sie der Frau die Möglichkeit, problemlos wieder aus der Situation herauszukommen.

Die Frau zögerte. Sie spürte einen starken Impuls, wieder zur Tür hinauszugehen. Aber da war dieses seltsame Gefühl ...

»Oder Sie bleiben eine Weile hier«, fuhr Casey fort, »essen eine Kleinigkeit und sehen dann, wie es Ihnen gefällt.«



Casey deutete mit dem Kopf leicht in Richtung einer Sitznische in der Nähe des Fensters. »Dort hat man eine gute Aussicht.«

Die Frau sah Casey an und diese erwiderte ihren Blick.

»O. k.«, sagte die Frau nach einer Weile und schüttelte dann leicht ihren Kopf, als wolle sie ihre Gedanken sortieren. »In Ordnung, danke.«

Sie nahm in der Nische Platz.

»Ich lasse Ihnen ein paar Minuten Zeit, um sich in Ruhe umzusehen«, sagte Casey. »Wie wäre es in der Zwischenzeit mit einem Getränk?«

»Kaffee. Schwarz.«

»Kommt sofort.« Casey drehte sich in Richtung Küche um. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen.

Ich war noch dabei, mich mit der Küche vertraut zu machen, als Casey hereinkam.

»Na, wie geht's?«, fragte sie.

»Nun, ich habe die Grillpfanne, den Kühlschrank und das Besteck gefunden.«

»Und die Schürze!«, fügte Casey hinzu.

»Und die Schürze«, sagte ich und blickte an mir hinunter. »Ich hoffe, Mike hat nichts dagegen. Ich habe sie an der Tür hängen sehen und sie hat mich so angelacht.«

»Ich bin sicher, dass es ihm überhaupt nichts ausmacht«, sagte Casey.

»Und was hältst du von unserem Gast?«

Casey setzte eine geheimnisvolle Miene auf. »Es ist zu früh, um etwas darüber zu sagen. Ich bleibe dran und halte dich auf dem Laufenden.« Sie deutete ins Lokal. »Unser Gast hätte jedenfalls gerne eine Tasse schwarzen Kaffee. Könntest du mir die Kaffeekanne reichen?«

»Ich habe den Kaffee noch nicht gefunden«, antwortete ich. »Danach habe ich gerade gesucht, als du reingekommen bist.«

Casey zeigte hinter mich und ich drehte mich um. Dort stand eine nagelneue Kanne mit frisch gebrühtem Kaffee in einer Kaffeemaschine, die 20 Sekunden zuvor definitiv noch nicht dort gewesen war.

»Bist du sicher, dass du meine Hilfe brauchst?«, fragte ich und griff nach der Kaffeekanne. Ich erinnerte mich nun wieder daran, dass die Dinge in diesem Café oft nicht so waren, wie sie einem erschienen.

»Da bin ich mir absolut sicher«, erwiderte Casey, nahm mir grinsend die Kanne ab und schnappte sich gleichzeitig eine Tasse

aus einem Regal neben ihr. »Halte durch. Ich bin in einer Minute zurück.«

Casey trat an den Tisch der Cafébesucherin heran. Die Frau spielte mit ihrem Handy herum, obwohl sie keinen Empfang hatte. Es war reine Gewohnheit.

»Bitte sehr. Eine Tasse frisch gebrühter Kaffee. Schwarz. Unsere spezielle hawaiianische Mischung«, sagte Casey. Sie stellte die Tasse auf den Tisch und füllte sie. »Immer noch kein Empfang, was?«

»Nein«, antwortete die Frau etwas genervt.

Casey stellte die Kaffeekanne ab und reichte der Frau ihre Hand.

»Ich heiße Casey. Sie sind zum ersten Mal hier, nicht wahr?«

Die Frau streckte zögernd ihre Hand aus und schüttelte Caseys.
»Ja, so ist es. Ich befürchte, ich habe mich etwas verirrt. Ich war noch nie in dieser Gegend. Ich heiße übrigens Jessica.«

»Ich freue mich, dass Sie hier sind, Jessica. Herzlich willkommen.«

Casey holte die Speisekarte von dem Tisch, an dem sie zuvor mit mir gegessen hatte.

»Für den Fall, dass Sie eine Weile bleiben möchten«, sagte sie und legte die Karte neben Jessica.

Jessica warf einen Blick auf die Vorderseite der Speisekarte. Unter dem Schriftzug »Willkommen im Café am Rande der Welt« stand in kleineren Buchstaben: »Bevor Sie etwas bestellen, besprechen Sie bitte mit dem Servicepersonal, was Ihre Zeit hier bedeuten könnte.«

Jessica deutete auf diesen Satz und sah zu Casey auf. »Das verstehe ich nicht.«

Casey antwortete lächelnd: »Im Laufe der Jahre haben wir festgestellt, dass die Menschen eine Veränderung an sich beobachten, wenn sie eine gewisse Zeit bei uns verbracht haben. Daher versuchen wir, sie etwas besser an die *Café-am-Rande-der-*

Welt-Erfahrung heranzuführen. Wir möchten ihnen helfen zu verstehen, was sie in etwa erwartet.«

Jessica sah Casey verwirrt an. »Ich kapiere noch immer nichts.«

»Manchmal geht man irgendwohin, bestellt einen Kaffee und bekommt einen Kaffee. Und manchmal bestellt man einen Kaffee, bekommt letzten Endes aber viel mehr, als man erwartet hätte. Dies hier ist ein solcher Ort, an dem man viel mehr erhält als gedacht.«

Jessica sah nach wie vor verwirrt aus.

»Schauen Sie sich die Karte einfach mal an und sagen Sie mir dann Bescheid, ob Sie auf irgendetwas Lust haben«, schlug Casey vor und tippte mit dem Finger auf die Karte. »Ich komme in ein paar Minuten wieder.«

Als sie sich umdrehte und vom Tisch entfernte, schlug Jessica die Speisekarte auf.

»Dieses Café ist seltsam«, dachte sie bei sich. Sie sah erneut auf ihr Handy. Immer noch kein Empfang. »Ich kann nicht einmal prüfen, ob es irgendwelche Gästebewertungen dafür gibt.«

»Ja, in dieser Hinsicht sind wir etwas hinterwäldlerisch«, sagte Casey. Sie hatte ein paar Dinge von einem anderen Tisch abgeräumt und kam auf ihrem Weg in die Küche wieder bei Jessica vorbei.

»Allerdings haben wir auf diese Weise die Chance, eine Verbindung zu unserer Intuition herzustellen. Sie ist ohnehin viel mächtiger«, sagte sie lächelnd.

Jessica erwiderte das Lächeln zögernd. Sie rätselte, worüber die Bedienung eigentlich sprach. Sie beobachtete Casey, als diese in der Küche verschwand.

»Woher wusste sie, was ich dachte?«, fragte sie sich.

»Na, wie geht's?«

Ich sah auf. Ich hatte mir gerade im Kühlschrank einen Überblick über all die Zutaten verschafft.

»Gut, denke ich. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich das hier schaffe.«

»Du wärst nicht hier, wenn du es nicht könntest.«

»Wie geht es unserer Besucherin?«

»Ganz ähnlich wie dir, als du zum ersten Mal hier warst. Sie weiß nicht, ob sie bleiben oder gehen soll.«

Ich nickte. Ich wusste, wie es war, in diesem Café zu sitzen und zu versuchen, sich zum Gehen zu überreden. Obwohl alles in einem sagte: »*Bleib!*«

»Sie zweifelt an ihrer Intuition, genauso wie du es gemacht hast«, ergänzte Casey.

Ich ging zu einem Regal, in das ich meinen Rucksack gestellt hatte, und zog mein Notizbuch aus der Außentasche. »Witzig, dass du das sagst. Als ich mich vorhin in der Küche umgesehen und den Inhalt des Kühlschranks studiert habe, war ein Teil von mir sehr überzeugt davon, dass ich dort draußen besser aufgehoben wäre.« Ich deutete mit dem Kopf in Richtung der Sitznischen.

»Aber?«

»Aber eine der wichtigsten Lektionen, die ich auf meinen Reisen gelernt habe, lautet, dass ich meiner Intuition vertrauen sollte. Wenn man an Orten weilt, an denen man noch nie war, versucht, sich in Sprachen verständlich zu machen, die man nicht versteht, und sich auf völlig unbekannten Terrain befindet, kann man bei seinen Entscheidungen nicht auf viele Erfahrungen zurückgreifen. Aber jedes Mal, wenn ich mich auf meine Intuition verlassen habe, lag ich richtig. Ich musste lediglich meinen Geist für eine Minute zur Ruhe bringen, dann wusste ich, wie ich mich zu entscheiden hatte.«

Casey nickte. »Ja, es ist wirklich schön, dass wir mit einem eingebauten Navigationssystem ausgerüstet sind. Schade nur, dass die meisten Leute es abschalten.«

Sie warf einen Blick auf das Notizbuch in meiner Hand. »Was steht da drin?«

»Ich halte Ideen, Gedanken und Erfahrungen darin fest ... meine Aha-Erkenntnisse. Als ich das letzte Mal von hier fortgegangen bin, habe ich mir ein kleines System zurechtgelegt. Wenn mir nun etwas Bedeutendes widerfährt – ich also einen Aha-Moment erlebe –, schreibe ich es in mein Notizbuch. Und ich mache es sofort«, sagte ich lachend. »Denn ich habe auf schmerzliche Weise gelernt, dass ich die Dinge vergesse, wenn ich sie nicht sofort notiere.«

»Was schreibst du dieses Mal auf?«

»Dieses Mal umrande ich eigentlich nur etwas.«

»Du umrandest etwas?«

Ich nickte. »Wie bereits gesagt, habe ich auf meinen Reisen gelernt, meiner Intuition zu vertrauen. Diesen Leitsatz habe ich vor langer Zeit in meinem Notizbuch festgehalten. Als ich vorhin gezögert habe, für Mike einzuspringen, habe ich meiner Intuition nicht vertraut. Also markiere ich diesen Leitsatz.«

Ich öffnete das Notizbuch und blätterte es rasch durch, bis ich gefunden hatte, was ich suchte. Dann zog ich mit einem Stift einen großen Kreis darum.

Casey sah sich an, was ich gemacht hatte. »Du hast die Worte *meiner Intuition vertrauen* markiert.« Sie lachte. »Und so wie es aussieht, hast du sie nicht zum ersten Mal umrandet.«

Ich sagte ebenfalls lachend: »Da hast du absolut recht.«

Rings um diese Worte befanden sich etwa 20 Kringel.

»Und warum machst du das?«

»Es ist eine großartige Möglichkeit, mich an etwas zu erinnern. Abends, oder wann immer ich ein paar Minuten Zeit habe, sehe ich mein Notizbuch durch. Die stark umrandeten Einträge fallen mir ins Auge und auf diese Weise kann ich meine wichtigen Erkenntnisse verfestigen. Mit der Zeit werden mir die fett markierten Dinge zur Gewohnheit, und dann kreise ich sie nicht mehr so häufig ein.«

»Und was war dann heute los?«

Ich erwiderte schmunzelnd: »Selbst die größten Geister vergessen hin und wieder etwas, nicht wahr?«

Casey lachte.

»Ich glaube, es liegt zum Teil sogar daran, dass ich wieder in diesem Café bin. Ich bin immer noch sehr überrascht, tatsächlich hier zu sein. Dieses Wiedersehen erinnert mich ein bisschen daran, wer ich war, als ich das erste Mal hergekommen bin. Ich bin so dankbar für jene Nacht und was sie mir gebracht hat. Gleichzeitig bin ich nicht mehr derselbe Mensch. Ich versuche daher, mich auf die neue Realität einzustellen, dass ich wieder hier bin, aber als der Mensch, der ich heute bin. Ergibt das irgendeinen Sinn?«

Casey sah zum Fenster hinaus. »Ja, absolut. Und es ist gut, dass du dich daran erinnerst, wie du dich gefühlt hast, als du diesen Ort zum ersten Mal besucht hast, denn jemand sollte das erfahren.«

»Wer?«

»Unsere Besucherin. Sie ist im Begriff zu gehen, weil sie Angst davor hat zu bleiben.«

Ich blickte durch das Bestellfenster in den Cafébereich. Tatsächlich begann die Frau, ihre Sachen zusammenzusuchen. »Alles klar«, sagte ich.

»Bist du sicher?«

Lächelnd tippte ich mit dem Finger auf die aufgeschlagene Seite meines Notizbuchs: »Meiner Intuition vertrauen.«

»Hallo.«

Jessica hatte ihre Sachen zusammengepackt und versuchte gerade aus der Sitznische hinauszukommen, doch sie hatte ihre Schlüssel fallen lassen und suchte nun angestrengt unter dem Tisch danach.

»Oh, hallo«, antwortete sie sichtlich durcheinander.

»Darf ich Ihnen behilflich sein?«, fragte ich, griff unter den Tisch und bekam ihre Schlüssel zu fassen. »Machen Sie sich wieder auf den Weg?«

Offenbar wusste sie nicht, was sie sagen sollte.

»Tja also, ich ... ich wollte nur ...«

»Sie können gehen, wenn Sie möchten. Kein Problem.« Dabei sah ich ihr in die Augen. »Ich habe allerdings so eine Ahnung, dass Sie im Moment genau hier sein sollten. Geht es Ihnen genauso?«

Sie blickte mich an. Sie war sehr verwirrt, das konnte ich an ihren Augen ablesen. Sie hatte große Angst, aber gleichzeitig war ein anderes starkes Gefühl vorhanden. Hoffnung vielleicht? Sie senkte den Blick.

»Ich heiße John«, sagte ich fröhlich und reichte ihr meine Hand.
»Ich bin der Koch hier.«

»Zumindest im Moment«, dachte ich bei mir.

»Irgendetwas sagt mir, dass Sie in etwa einer Stunde einen ganz neuen Blick auf das Leben haben werden, wenn Sie hierbleiben und mich eins meiner Spezialfrühstücke für Sie zubereiten lassen.«

Ich sagte das auf eine lockere Art. Als handele es sich um eine vergnügliche Einladung zu einem *richtig, richtig* guten Frühstück. Ich wollte sie nicht damit verunsichern, dass sie wahrscheinlich eine völlig andere Einstellung haben würde, wenn sie das Café wieder verließ.

Sie zögerte. Sie hatte immer noch vor zu gehen, das spürte ich.

Ich beugte mich etwas zu ihr hinüber und sprach mit leiserer Stimme. So reizend und charmant wie möglich fragte ich sie: »Können Sie ein Geheimnis für sich behalten?«

Trotz ihrer Vorbehalte lächelte sie und sagte: »Natürlich.«

»Heute ist mein erster Tag in diesem Job. Und Sie sind mein erster Gast. Wenn Sie jetzt gehen, könnte das auf mich zurückfallen.« Ich lächelte und tat so, als sei ich sehr besorgt. »Es könnte sogar sein, dass mein Selbstvertrauen darunter leidet.«

Sie lächelte erneut. Es funktionierte.

»Das könnten Sie gewiss nicht mit Ihrem Gewissen vereinbaren, oder? Ich weiß, dass ich ein großartiger Koch sein kann. Und mein Bauchgefühl sagt mir, dass es mein großer Durchbruch sein wird, wenn Sie bleiben.«

Sie sah mich an. Ich nickte ihr zu, doch sie zögerte. Dann legte sie ihre Sachen auf den Tisch zurück.

»Danke«, sagte ich. »Sie werden es nicht bereuen, das verspreche ich Ihnen.«

Sie setzte sich wieder hin und griff nach ihrem Handy. Abermals aus Gewohnheit.

»Wir haben keinen guten Empfang hier«, bemerkte ich. »Aber tolle Gespräche, das können Sie mir glauben.« Ich deutete mit dem Kopf auf die Speisekarte. »Ich lasse Ihnen noch etwas Zeit, um sich die Karte anzusehen, und dann kommt Casey wieder zu Ihnen, um Ihre Bestellung aufzunehmen, in Ordnung?«

Sie nickte.

Ich wollte wieder in die Küche gehen und drehte mich um, da sagte sie: »Jessica.«

Ich wandte mich ihr wieder zu. »Wie bitte?«

Sie lächelte. Es war ein gutes Lächeln, ein aufrichtiges Lächeln. Ein Lächeln, das man nicht vortäuschen kann. Sie hatte sich nicht aufgrund meiner kleinen Geschichte entschieden zu bleiben. Sie vertraute vielmehr ihrer Intuition und war nun aus ganzem Herzen davon überzeugt, dass es die richtige Entscheidung war.

»Ich heiße Jessica«, wiederholte sie.

Ich lächelte zurück und sagte: »Freut mich, Sie kennenzulernen, Jessica. Danke, dass Sie bleiben. Sie werden noch sehr froh darüber sein.«

»Du bist wieder dran«, sagte ich zu Casey, als ich durch die Schwingtür in die Küche kam.

Sie frotzelte: »Da draußen hat jemand aber ganz schön seinen Charme spielen lassen.«

»So weit, so gut. Wenn sie allerdings etwas anderes als French Toast mit Ananas oder Blaubeerpfannkuchen bestellt, dann wäre ich nur noch ein charmanter Koch, der viel verspricht, aber wenig hält.«

Schmunzelnd ging Casey durch die Schwingtür.

»Na, haben Sie sich entschieden?«, fragte sie Jessica, als sie an ihren Tisch trat.

Jessica nickte. »Ich werde ein Weilchen hierbleiben. Ich habe gerade mit Ihrem Koch gesprochen.«

»Und, wie ist es gelaufen?«

Jessica antwortete lächelnd: »Er ist witzig.«

»Wie hat er Sie überzeugt?«

»Ach wissen Sie, ich glaube, ich habe versucht, mich zum Gehen zu überreden. Ich weiß nicht so recht, was ich hier eigentlich mache, und ich müsste heute viele Dinge erledigen ... Aber irgendwie haben seine Worte mich an ein paar Versprechen erinnert, die ich mir selbst immer wieder gebe, aber jedes Mal breche.«

»Als da wären?«

»Lockerer zu werden. Das Leben zu genießen. Und wenn ich mir bei etwas nicht sicher bin, meiner Intuition zu vertrauen.«

Casey schmunzelte. »Er hat es für Sie umrandet.«

»Wie bitte?«, fragte Jessica verwirrt.

»Ich werde es Ihnen später erklären. Oder er wird es tun.«

Casey deutete mit dem Kopf auf die Speisekarte. »Haben Sie schon etwas gewählt?«

Ein paar Minuten später kam Casey an das Bestellfenster. Sie heftete den Zettel mit Jessicas Bestellung an die runde Scheibe und sah mich schelmisch grinsend durch das Fenster an. »Die Bestellung ist da.«

Als sie sich wieder entfernte, ging ich zur Theke und drehte die Scheibe, damit ich den Zettel lesen konnte. »Diesen Ort muss man einfach mögen«, murmelte ich fröhlich.

Ich legte den Zettel auf den Tisch neben dem Herd. »Ein Mal French Toast mit Ananas, kommt sofort«, sagte ich zu mir selbst.

Jessica sah Casey hinterher, als diese ihre Bestellung an die Küche weiterleitete. »Dieser Ort kommt mir immer noch etwas seltsam vor«, dachte sie.

Sie griff wieder zu ihrem Handy, erinnerte sich dann aber daran, dass sie keinen Empfang hatte.

Als sie es weglegte, fiel ihr ein winzig kleiner Schriftzug am unteren Rand der Speisekarte auf. Auf der Vorderseite war der Name des Cafés zu lesen sowie die Aufforderung, sich an das Servicepersonal zu wenden, und ganz unten befand sich ein Pfeil. Daneben standen die Worte *bitte wenden*.

Jessica drehte die Karte um. Die Rückseite war leer, bis auf drei Fragen.

Warum bist du hier?

Spielst du auf deinem Spielplatz?

Hast du MPS?

»O. k., das ist mehr als nur seltsam, es ist definitiv sehr merkwürdig hier«, dachte sie. Sie las die Fragen noch einmal.

»Ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin. Seit meiner Kindheit habe ich auf keinem Spielplatz mehr gespielt. Und was um alles in der Welt ist mit MPS gemeint?«

Sie drehte die Karte wieder um und griff zu ihrem Handy. Kein Empfang. Sie wusste es. Warum griff sie immer wieder danach?

»Manchmal dauert es eine Weile, sich etwas abzugewöhnen.«

Es war Casey.

»Darf ich Ihnen noch einmal Kaffee nachschenken?«

Jessica nickte. »Gerne.« Sie betrachtete ihr Handy. »Ich glaube, ich bin abhängig von diesem Ding. Es kommt mir so vor, als hätte ich es ein Dutzend Mal in die Hand genommen, seit ich hier bin. Wahrscheinlich mache ich es dauernd und bemerke es nicht einmal.«

Jessica sah sich um. »Ist es hier immer so leer?«

Casey schüttelte den Kopf. »Nur wenn es erforderlich ist.«

Jessica verstand sie nicht. Sie streckte die Hand wieder nach ihrem Handy aus, wurde sich dessen jedoch bewusst. Und da sie nicht lächerlich wirken wollte, tat sie so, als würde sie nach der Speisekarte greifen. Sie drehte sie um. Wieder standen die drei Fragen dort.

»Sie haben sie bereits entdeckt«, bemerkte Casey.

»Ja, vor ein paar Minuten«, antwortete Jessica.

»Und?«

Jessica wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Äh ... interessant ...«

Sie hoffte, damit wäre das Gespräch beendet. Sie fühlte sich plötzlich sehr verunsichert. Als sei sie gänzlich fehl am Platze. Einen kurzen Augenblick dachte sie daran, sich eine Ausrede einfallen zu lassen und zu gehen.

Casey sagte freundlich: »Das ist völlig in Ordnung. Die meisten Menschen wissen nicht, was sie davon halten sollen, wenn sie die Fragen zum ersten Mal sehen.«

Jessicas Gefühl der Panik begann sich zu legen. Casey wirkte so ruhig. So gesammelt. Es war verwirrend und beruhigend zugleich.

»Was bedeuten diese Fragen?«, wollte Jessica wissen.

»Nun, wie bereits erwähnt, geht man manchmal irgendwohin, um einen Kaffee zu trinken, und kriegt einen Kaffee. Manchmal bekommt man allerdings viel mehr. Aufgrund dieser Fragen würde ich sagen, Sie sind hier, um viel mehr zu erhalten.«

Jessica sah sie an. Beruhigende Ausstrahlung hin oder her, diese Bedienung war sehr rätselhaft. »Bekommt denn nicht jeder die gleiche Speisekarte?«, fragte Jessica.

»Doch, schon«, antwortete Casey. »Nur nicht dieselben Fragen.«

In diesem Moment klingelte es aus der Küche – ein Zeichen, dass das Essen fertig war. Casey und Jessica sahen beide in diese Richtung.

»Das ging aber schnell«, sagte Casey. »Mal sehen, was John für Sie zubereitet hat.«

Sie entfernte sich Richtung Küche.

Jessica stieß einen kleinen Seufzer aus. Das Gespräch war seltsam gewesen. Sie fühlte sich eigenartig. Als wäre sie mitten in einem Theaterstück und hätte ihren Text vergessen. Sie blickte erneut auf die Speisekarte.

Warum bist du hier?

Spielst du auf deinem Spielplatz?

Hast du MPS?

Casey ging zum Ausgabefenster. Dort stand ein Tablett mit einer Obstschale. Frische Papaya, Limettenspalten, Kokosnussschnitze mit Pfefferminzblättern garniert.

»Dieser French Toast sieht interessant aus«, sagte sie frech grinsend.

»Ein kleiner Frühstücksappetitanreger. Mit freundlicher Empfehlung des Kochs«, antwortete ich.

»Woher weißt du, dass sie Papaya mag?«

Ich schmunzelte. »Intuition. Ich habe ein paar Dutzend Sachen aus dem Kühlschrank in Betracht gezogen, aber etwas in mir hat gesagt, ich solle mich für die Papaya entscheiden.«

»In Ordnung.«

Casey nahm sich das Tablett und brachte es an Jessicas Tisch.

»Und hier ist Ihr French Toast«, sagte sie und stellte die Schale vor Jessica hin.

Jessica betrachtete die Papaya. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Kleiner Scherz«, fügte Casey lächelnd hinzu. »Das ist ein kleines ›Vorfrühstück‹ für Sie, mit Empfehlungen von John.«

Jessica blickte zur Küche. Ich bemerkte, dass sie in meine Richtung sah, und winkte ihr zu. Sie winkte zurück und wirkte dabei etwas verlegen. Ich musste lachen. Bei meinem ersten Cafébesuch war es *mir* peinlich gewesen, jemandem in der Küche zuzuwinken.

»Sagen Sie mir, ob es gut ist«, sagte Casey. »Ich bin am Verhungern und werde John bitten, mir auch so etwas zuzubereiten, wenn es Ihnen schmeckt.«

Jessica drückte die Limette über der Papaya aus und spießte ein Stück mit einem Blatt Minze auf ihre Gabel. Ihre Miene hellte sich auf, während sie diese Kreation probierte. »Es schmeckt gut«, sagte sie, als sie den Bissen hinuntergeschluckt hatte. »Wirklich gut.«

Sie betrachtete die Schale. Und spontan rutschte ihr heraus: »Ich werde nie und nimmer all das *und* den French Toast essen können.« Sie ließ ihren Blick durch das Café schweifen und sagte schließlich zögernd: »Es mag zwar eigenartig klingen, aber wenn Sie sonst niemanden bedienen müssen, können wir uns die Portion gerne teilen.«

Casey strahlte: »Sind Sie sicher?«

Jessica war sich nicht sicher. Aber trotzdem nickte sie bestätigend.

Casey schnappte sich einen Teller und eine Gabel von der Theke hinter ihr und ließ sich gegenüber von Jessica auf die Bank sinken. Jessica fiel auf, dass der Teller mit der Gabel schon bereitgestanden hatte. Fast so, als hätte Casey gewusst, dass man sie einladen würde.

»Unmöglich«, dachte Jessica.

»Wie bitte?«, fragte Casey freundlich.

Einen kurzen Moment lang wusste Jessica nicht, ob sie das Wort *unmöglich* ausgesprochen hatte oder nicht. Eigentlich war sie sich sicher, dass sie es nicht getan hatte. Aber ...

»Wow, Sie haben recht. Das schmeckt *wirklich* gut«, sagte Casey.

Jessica konzentrierte sich wieder auf Casey, die gerade dabei war, noch ein Stück aufzuspießen.

»Ja, nicht wahr?«, antwortete sie.

Sie nahmen beide einen weiteren Bissen, dann klopfte Casey mit dem Finger auf die Speisekarte. »Sie schienen diese Fragen sehr aufmerksam zu lesen, als ich vor ein paar Minuten an Ihren Tisch kam.«

»Es handelt sich nicht gerade um etwas, das man normalerweise auf einer Karte erwartet«, antwortete Jessica. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich verstehe, was diese Fragen bedeuten.«

Casey nickte. »Solche Fragen werden einem tatsächlich nicht sehr oft gestellt.« Sie aß ein weiteres kleines Stück Papaya. »Aber sie sind wichtig.«

Jessica sah sich die Fragen noch einmal an. Sie verspürte plötzlich den Drang, der Bedienung ihr Herz auszuschütten. Sie wollte ihr alles erzählen – über ihre Traurigkeit, ihre Frustration, dass sie das Gefühl hatte, das Leben eines anderen Menschen zu führen ... Nein, das wäre zu peinlich. Sie kannte diese Frau ja nicht einmal. Außerdem war anderen Leuten so etwas egal. Man behielt seine Sorgen für sich und kämpfte weiter.

Aber das Gefühl verschwand nicht. Es war ein Schmerz, der aus dem Nichts zu kommen schien und sich dann in ihrem gesamten Körper ausbreitete.

»Was mache ich eigentlich hier?«, fragte sie leise.

Casey sah von ihrem Obstteller auf und blickte Jessica fest in die Augen. »Das ist eine gute Frage. Ein guter Ausgangspunkt«, antwortete sie sanft.

Jessica sah sich im Café um. »Wo bin ich? Was ist das hier für ein Ort?«

Casey erwiderte lächelnd: »Sie sind an einem ungewöhnlichen Ort voller ungewöhnlicher Möglichkeiten.«

Jessica sah sie fragend an. »Ich weiß nicht, was das bedeutet. Es klingt rätselhaft.«

»Das ist es auch.«

Da spürte Jessica es wieder. Diesen Drang, jemandem ihr Herz auszuschütten. Es war ein Schmerz, ein Bedürfnis, das aus ihrer tiefsten Seele stammte. Ohne zu wissen warum, begann sie zu

weinen. Sie senkte den Blick. Nach ein paar Minuten des Schweigens sah sie Casey wieder an.

»Ich fühle mich verloren«, schluchzte sie, während die Tränen an ihren Wangen herunterrannen. »Ich fühle mich wirklich verloren.«

Casey nickte. »Ich weiß.«

Jessica wischte sich die Tränen vom Gesicht. Doch sofort kamen neue nach. »Sie wissen es? Was soll das heißen?«

»Dies ist der Ort, an den verirrte Leute kommen, um gefunden zu werden.«

Ich blickte zu dem Tisch, an dem Casey und Jessica saßen. Offenbar weinte Jessica. Sie wirkte verwirrt und verunsichert.

»Willkommen im Café am Rande der Welt«, dachte ich.

Es sah so aus, als wolle Jessica aufbrechen, als fühle sie sich überfordert.

»Bleib noch eine Weile«, flüsterte ich. »Es wird besser, das verspreche ich.«

Ich hörte das Essen hinter mir brutzeln. Es war an der Zeit, den French Toast zu wenden und mich wieder auf meine Aufgabe als Koch zu besinnen.

Ich wandte mich wieder dem Herd zu und kümmerte mich um das Gericht in der Grillpfanne. Erinnerungen an mein erstes Erlebnis in dem Café schossen mir durch den Kopf. Auch ich hatte mit dem Gedanken gespielt zu gehen. Aber ich hatte es nicht getan. Dieser Ort war mir tatsächlich etwas seltsam vorgekommen. Und auch die Fragen auf der Speisekarte hatten mich irritiert. Doch irgendetwas hatte sich sehr richtig angefühlt. Daher war ich geblieben. Es war eine gute Entscheidung gewesen. Sie hatte mein Leben verändert.

Irgendwie wusste ich, dass es auch bei Jessica so sein würde, wenn sie blieb.

Ich blickte wieder zu dem Tisch im Gastraum und sah, dass Casey zu mir herüberschaute. Sie nickte mir zu. Es war, als wüsste sie, was ich dachte. Ich erwiderte den Gruß und wandte mich dann wieder dem Herd zu. »Willkommen im Café am Rande der Welt«, sagte ich zu mir selbst.

Jessica wischte sich die Tränen mit einem Taschentuch weg. Sie hatte aufgehört zu weinen.

Casey sah sie an. »Tränen sind wertvolle Zeichen. Sie deuten darauf hin, dass uns etwas wichtig ist. Manchmal ist es die einzige Möglichkeit unseres Herzens, um dem Rest von uns mitzuteilen, dass es etwas begriffen hat.«

Jessica nickte. Sie wusste nicht genau, was Casey meinte, aber etwas an dem Gesagten klang richtig.

»Ich glaube, Ihr Herz rät Ihnen, noch eine Weile hierzubleiben.«

Jessica nickte wieder. »Das glaube ich auch«, murmelte sie.

Die Speisekarte lag immer noch auf dem Tisch. Die drei Fragen standen auf der Seite, die obenauf lag.

Casey zeigte mit dem Finger auf die erste Frage. Jessica betrachtete sie.

Warum bist du hier?

»Was sagt Ihr Herz Ihnen in diesem Moment?«, fragte Casey sanft.

Jessica blickte auf. »Mein Herz ist leer. Und es hat genug davon, sich leer zu fühlen. Es sagt mir, dass es mehr im Leben geben muss als ein leeres Herz.«

Casey erwiderte lächelnd: »Das klingt wie eine große Weisheit.« Sie machte eine kurze Pause und sagte dann: »Vor einigen Sekunden haben Sie fast die gleiche Frage gestellt, die auf der Speisekarte steht. Sie haben gefragt: *Was mache ich eigentlich hier?* Wie haben Sie das gemeint?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht genau. Es kam einfach so aus mir heraus.« Sie zögerte. »Sollte es nicht mehr im Leben geben? Sollte es nicht Spaß machen oder interessant und spannend sein ...? Ich habe mich in so vielen Lebensbereichen extrem abgemüht. Jetzt sitze ich weinend hier in einem Café am Rande der Welt und unterhalte mich mit einem völlig fremden Menschen. Und das dominierende Gefühl ist, dass ich irgendwie etwas verpasst habe.«

Sie wandte ihren Blick ab. »Weil das Leben mir keinen Spaß macht, mir nicht spannend vorkommt, weil ich überhaupt nicht davon begeistert bin.«

Casey fragte lächelnd: »Mögen Sie das Meer?«

Jessica sah sie wieder an: »Früher habe ich es geliebt. Es war einer der Gründe, warum ich nach Hawaii gekommen bin. Ich wollte vom Meer umgeben sein ... es jeden Tag erleben.«

»Und?«

»Jetzt nehme ich es nicht einmal mehr wahr.«

Casey schmunzelte wieder. »Kommen Sie mit.« Sie stand auf und nahm ein Tablett von der Theke, worauf sie ihre Teller mit dem Besteck sowie die Gläser und die Obstschale stellte. »Na, kommen Sie schon«, sagte sie und deutete mit ihrem Kopf auf eine Tür auf der anderen Seite des Cafés.

Die Aussicht raubte Jessica den Atem. Sie arbeitete in einem sehr teuren Bürogebäude mit einem begehrtten Blick auf die hawaiianische Küste. Er war sehr schön. Aber nichts im Vergleich zu dieser Aussicht. Alles war perfekt. Es war die Essenz dessen, was Postkarten einem gerne vermitteln wollen und wovon Abenteuerhungrige träumen.

Einen Augenblick zuvor hatte Jessica das Café mit Casey durch eine unscheinbare Tür am anderen Ende des Gebäudes verlassen. »Jede Tür führt irgendwohin«, hatte Casey gesagt. »Wo sie hinführt, erfährt man erst, wenn man hindurchgeht.«

Diese hatte definitiv irgendwohin geführt.

Sobald sie vor die Tür getreten waren, lag der schönste Strand vor ihnen, den Jessica je gesehen hatte. Das Wasser hatte eine majestätische türkisblaue Farbe. Und als sie die heranrollenden Wellen mit ihren Schaumkronen beobachtete, schimmerten die weiße Gischt und das Innere der Wellen in irisierenden Farbtönen, bevor sie sich brachen.

Der Sand war fantastisch. Er hatte eine glänzende weißgelbe Farbe.

Jessica bückte sich und nahm eine Handvoll auf. Er war so rein. Kleine Körner, ganz weich. Sie ließ den Sand durch die Finger rinnen.

Dann blickte sie auf. Sie sah das, was sie sich damals vorgestellt hatte, als sie sich für Hawaii entschieden hatte. Riesige Kokospalmen wogten in der Brise. Jessica konnte das Meer riechen.

»Wo sind wir?«, fragte sie völlig perplex.

»Im Paradies«, antwortete Casey. »Und auch hinter dem Café am Rande der Welt. Dies ist unser besonderer Sitzbereich mit Meerblick.«

Jessica drehte sich um und blickte zum Café. Zu sehen waren lediglich die hintere Wand des Gebäudes und die Tür, durch die sie gerade gekommen waren, sowie Sand.

Sie wandte sich wieder dem Meer zu und sah Casey fragend an.
»Ich verstehe nicht.«

Casey deutete mit dem Kopf in Richtung des Cafés.

Abermals drehte Jessica sich zum Café um.

Dieses Mal standen dort Bambustische und -stühle unter einer strohgedeckten Pergola, die an das Café angebaut war.

»Wie ist das ...?«, stammelte Jessica.

»Jetzt hätte ich beinahe etwas vergessen«, sagte Casey. »Wir sollten John Bescheid sagen, dass wir hier draußen sind.«

Sie ging zu der Rückwand des Cafés und griff nach einem Riegel, der – da war Jessica sich absolut sicher – einen Moment zuvor noch nicht dort gewesen war. Innerhalb von einer Sekunde klappte die obere Hälfte der Wand nach unten, wobei eine Bestelltheke entstand, die der im Inneren des Cafés ähnelte. Mit dem Unterschied, dass man jetzt von der Küche aus nicht in den

Gastraum des Cafés blickte, sondern einen herrlichen Blick auf das Meer hatte.

»Habe ich etwas verpasst?«, fragte ich überrascht, als die Rückseite der Küchenwand heruntergeklappt wurde.

»Jetzt jedenfalls nicht mehr«, antwortete Casey schelmisch grinsend.

Ich betrachtete den Strand und das Meer. »Wow! Das ist eine grandiose Aussicht.«

»Ich dachte mir, dass sie dir gefällt. Wie wäre es, wenn wir Jessica das Essen hier im Außenbereich servieren, anstatt drinnen im Café? Ich könnte mir vorstellen, dass ihr die Energie hier draußen guttun wird.«

»Von mir aus gerne. Ihre Bestellung ist fast fertig.« Ich betrachtete noch einmal die Aussicht. Sie war wirklich spektakulär. Das Meer, die Palmen, der Sand ... In der Ferne konnte ich gerade noch zwei Menschen auf dem Wasser schaukeln sehen. Sie saßen auf Surfbrettern.

Ich hätte schwören können, dass einer der Surfer mir kurz *zuwinkte*. Ich schirmte meine Augen mit einer Hand gegen die Sonne ab und sah erneut aufs Meer, aber beide Surfer ritten nun rasant auf einer Welle entlang.

»Ich muss mich getäuscht haben«, dachte ich.

Casey holte den Ananastoast von der Theke ab, wo ich ihn bereitgestellt hatte. Sie brachte ihn an Jessicas Tisch. Es war an sich kein schlechter Tisch im Strandbereich. Allerdings hatte Jessica sich einen Sitzplatz gewählt, von dem man nicht die beste Aussicht hatte.

»Wenn Sie möchten, können Sie sich gerne an einen von diesen Tischen setzen«, sagte Casey und deutete mit dem Kopf auf zwei Tische mit dem schönsten Blick aufs Meer.

Jessica sah kurz hinüber. Nach einem Moment des Zögerns antwortete sie: »Nein danke, es ist schon o. k. Dieser Tisch ist ganz gut.«

Casey sagte lächelnd: »Sind Sie sicher?«

Jessica zögerte erneut. Sie sah ein zweites Mal zu den anderen Tischen hinüber. »Nein, wirklich, der Platz ist in Ordnung. Das passt schon.«

Casey nickte. »Es ist völlig o. k., mehr zu wollen als etwas, das ›in Ordnung‹ ist.«

Jessica zögerte wieder – ein innerer Dialog lief in ihrem Kopf ab.

Casey wartete geduldig. Nach einer Weile sagte sie: »Vielleicht probieren Sie einen der Tische dort drüben für ein oder zwei Minuten aus und entscheiden dann, ob er Ihnen besser gefällt. Falls nicht, können Sie jederzeit hierher zurückkommen.«

Diesen kleinen Anstoß hatte Jessica gebraucht. Sie stand auf und ging die paar Schritte zu einem der Tische mit dem besten Blick auf den Strand. Casey folgte ihr mit dem Essen.

Jessica setzte sich.

»Und?«, fragte Casey.



Jessica lächelte. Seit ihrer Ankunft war dies das erste ungezwungene Lächeln, das Casey bei ihr sah.

»Dieser Platz ist tatsächlich schöner«, sagte Jessica. »Danke.«

Casey setzte das Tablett auf dem Tisch ab. Währenddessen sagte Jessica: »Ich weiß nicht, warum ich mich so verhalte.«

»Wie denn?«

»Ich akzeptiere es, wenn etwas in Ordnung ist. Ich habe diesen Tisch gesehen. Ich wollte wirklich gerne hierherkommen. Ich habe nur ...«, Jessica unterbrach sich.

»Manchmal ist es nicht so wichtig«, warf Casey ein. »Und was wir haben, ist wirklich in Ordnung für uns. Aber manchmal gewöhnen wir

uns an, uns mit weniger zufriedenzugeben, als wir eigentlich wollen. Doch wenn wir das ständig tun, wird uns das letztlich nicht sehr glücklich machen. Das haben die Menschen, die hier im Café gegessen haben, erkannt.«

»Dann sind wir am Ende bestenfalls zufrieden«, fügte Jessica hinzu.

»Genau so ist es«, sagte Casey.

Sie stellte alles, was auf dem Tablett stand, nacheinander auf den Tisch. »Bitte sehr«, sagte sie. »French Toast mit Ananas, die Spezialität unseres Hauses. Sowie etwas hausgemachter Kokosnusssirup, falls Sie gerne einmal etwas probieren wollen, das ein bisschen anders schmeckt.«

Jessica nickte.

»Und schließlich – etwas frischgepresster Ananassaft.«

Ein Miniaturschirm aus Papier krönte das Saftglas. Jessica nahm ihn in die Hand und lächelte. Ein Stück Ananas war auf den hölzernen Griff des Schirms gespießt. Jessica aß die Ananas und öffnete und schloss das Schirmchen dann ein paar Mal.

»Diese Miniaturschirme habe ich als kleines Mädchen geliebt«, sagte sie nachdenklich. »Meine Mutter hatte fünf Stück davon und jeden Morgen hat sie zum Frühstück einen an mein Saftglas gesteckt.«

Seufzend fuhr sie fort: »Sie muss sie Hunderte Male gereinigt haben, aber irgendwie haben sie es überlebt. Ich weiß nicht einmal, wo sie die Schirmchen herhatte. Unsere Gegend war sehr arm ... Mein Bruder machte sich überhaupt nichts aus den Schirmen, aber ich habe sie geliebt. Es war nur eine Kleinigkeit, aber irgendwie ...« Sie machte eine Pause und fuhr dann fort: »Irgendwie schenkten sie mir etwas, auf das ich mich jeden Tag ein bisschen freute.«

Sie öffnete und schloss den Schirm erneut und legte ihn dann weit von sich entfernt auf dem Tisch ab. »Das war vor langer Zeit«, sagte sie tonlos. Ihr Lächeln war verschwunden.

Casey nickte. »Es ist schön, etwas zu haben, worauf man sich jeden Tag freuen kann. Ich verstehe, warum die Schirme Ihnen viel bedeutet haben.«

Casey stellte das Tablett auf einem der anderen Tische ab und nahm Jessica gegenüber Platz. »Darf ich Sie etwas fragen?«

Jessica sah sie an. »Natürlich.«

»Helfen Sie gerne anderen Menschen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Helfen Sie anderen Menschen gerne? Tun Sie gerne etwas für andere?«

Jessica nickte. »Ja.«

»Fällt es Ihnen leichter, anderen zu helfen, als Hilfe von jemandem anzunehmen?«

Jessica neigte den Kopf leicht zur Seite und antwortete lächelnd:
»Ja.«

Casey nickte und sagte nach einer Pause: »Warum sind Sie so egoistisch?«

Sofort veränderte sich Jessicas Körperhaltung. Sie rutschte auf ihrem Stuhl zurück, um sich von Casey zu distanzieren.

»Wie meinen Sie das? Ich bin nicht egoistisch«, erwiderte sie mit leicht gereiztem Unterton.

Casey sah sie mit einem verständnisvollen Lächeln an. »Warum helfen Sie anderen Menschen gerne?«

Jessica antwortete zögernd. Ihre Stimme klang immer noch leicht gereizt. »Weil sie sich gerne helfen *lassen*? Es, es«, stammelte sie, »es *hilft* ihnen!«

»Das tut es mit Sicherheit.«

Jessica senkte kurz den Blick und sah Casey dann wieder an. Ihre Stimme wurde etwas weicher. »Es gibt mir ein gutes Gefühl.«

Casey sah sie interessiert an.

»Es gibt mir ein gutes Gefühl«, wiederholte Jessica. »Wenn ich anderen Menschen helfe, geht es mir gut. Deshalb tue ich es gerne.«

Casey nickte zustimmend. »Ich glaube, das ist bei den meisten Menschen so, die anderen gerne helfen.«

Mehr sagte Casey nicht dazu.

Jessica blickte zum Meer. Ihr Gesicht entspannte sich. »Ich bin egoistisch, nicht wahr? Ich enthalte anderen genau die Chance vor, die ich so gerne nutze – die Gelegenheit, mich gut zu fühlen.«

Sie wandte sich Casey zu. »Mein ganzes Leben war ich schon so. Ich wollte mich anderen nie aufdrängen. Ich wollte ihnen nie Umstände machen ... Deshalb ziehe ich mich stets zurück, wenn jemand mir seine Hilfe anbietet.« Sie blickte zu Boden. »Mir war nicht bewusst, was ich anderen vorenthalte.«

Casey nickte verständnisvoll und sagte: »Häufig tun sich die Menschen, die am meisten geben, am schwersten damit, etwas von anderen anzunehmen. Bis sie erkennen, was Ihnen gerade bewusst geworden ist.«

Jessica sah Casey an. »Warum versuchen Sie mir all das klarzumachen?«

Casey schmunzelte: »Ich habe so das Gefühl, dass es sich als nützlich erweisen wird, noch bevor der Tag vorbei ist.«

Eine warme Brise wehte durch das Bestellfenster in die Küche hinein. Ich atmete die Meeresluft tief ein und blickte auf die Wellen. »Ach, ich liebe Hawaii«, dachte ich bei mir.

Casey und Jessica saßen an einem Tisch und unterhielten sich. Niemand sonst war ins Café gekommen. Daher aß ich ein paar French Toasts, während ich so in der Küche stand.

Ich blickte wieder aufs Meer hinaus. »Die Surfer sind verschwunden«, sagte ich zu mir selbst. Ich suchte die Wellen nach ihnen ab, konnte sie aber nirgendwo entdecken. Die Wellen sahen perfekt aus, und ich fragte mich, ob ich vielleicht ein Surfbrett mieten könnte.

»Du kannst dir meins borgen«, sagte eine Stimme.

Ich blickte durch das Fenster in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Obwohl ich bereits wusste, wer da war.

»Mike!«, sagte ich freudig. Die Tatsache, dass er offenbar meine Gedanken gelesen hatte, fiel mir schon nicht mehr auf. Ich war so froh, ihn zu sehen. Wir waren uns nicht mehr begegnet, seit ich zum ersten Mal im Café gewesen war.

Neben ihm stand ein kleines Mädchen. »Bist du John?«, fragte es mich.

Ich lehnte mich über die Theke und sah zu ihr hinaus. »Ja, so heiße ich«, antwortete ich. »Woher weißt du das?«

»Mein Dad hat mir erzählt, dass du heute hier sein würdest.«

»Dabei wusste ich selbst nicht mal, dass ich heute hier sein würde«, dachte ich. »Wie um alles in der Welt, konnte er es wissen ...?«

»Ich heiße Emma«, sagte das kleine Mädchen.

Ich sah sie an. »Freut mich, dich kennenzulernen, Emma.«

Sie griff nach Mikes Arm. »Kann ich Casey begrüßen?«

Mike nickte und sie rannte zu Casey und Jessica hinüber. Mike sah ihr hinterher und wendete sich dann wieder mir zu. »Schön, dich wiederzusehen, John«, sagte er lächelnd und streckte mir seine Hand über der Theke entgegen.

Ich schüttelte sie. »Schön, wieder hier zu sein.« Ich deutete mit dem Kopf auf das Meer. »Ihr seid umgezogen.«

»In gewisser Weise«, sagte er und lächelte erneut. »Wir wurden von einem Gast inspiriert, der uns etwas über Zweigstellen erzählte. Und ehe man sich's versieht ...«

Wie Casey zuvor spielte er auf eine Bemerkung an, die ich damals im Café gemacht hatte.

Ich lachte. »Ich frage mich, wer dieser Mensch wohl war?«

»Das war ein guter Typ«, antwortete Mike. »Ein sehr guter sogar, der gerade im Begriff stand, zu einem großen Abenteuer aufzubrechen.«

Schallendes Gelächter brach an dem Tisch aus, an dem Casey und Jessica saßen. Mike und ich sahen dorthin und erkannten, dass Emma irgendetwas Lustiges machte. Es sah so aus, als imitiere sie ein Meerestier. Sie tanzte herum und hatte ihre Augen weit aufgerissen.

»Offenbar bin ich nicht der Einzige, der seit dem letzten Mal, als ich hier war, ein großes Abenteuer erlebt hat«, sagte ich.

Mike wendete sich mir wieder zu. »Es ist das Beste, was mir je widerfahren ist. Ein Kind ist sicherlich nicht für jeden das Richtige, da will ich dir nichts vormachen. Aber für mich ist es großartig.«

»Wie alt ist sie?«

»Sie ist gerade sieben geworden.«

»Sie wirkt ziemlich selbstbewusst für eine Siebenjährige. Obwohl es mich nicht wundert, wenn ich bedenke, mit wem sie ihre Zeit verbringt.«

»Sie ist wirklich ein beeindruckendes kleines Mädchen. Das ist so.«

»Wart ihr beide das vorhin beim Surfen?«

»Ja, und da wir den ganzen Morgen gesurft haben, brauchen wir dringend ein großes Frühstück. Was steht heute auf der Karte?«

Ich schmunzelte. »Beim letzten Mal warst du hier der Koch. Hat sich das geändert?«

Er schmunzelte zurück. »Nun, solange es für dich in Ordnung ist, bist du heute an der Reihe. Es ist an der Zeit, die nächste Ebene zu erreichen.«

Ich wusste wirklich nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte nicht viel Ahnung vom Kochen, so viel war sicher. Aber es fühlte sich stimmig an. Etwas an der ganzen Situation fühlte sich stimmig an.

»O. k.«, antwortete ich. »Solange ich dich bei Bedarf um Rat fragen kann.«

»Abgemacht.«

Ich griff hinter mich und schnappte mir eine Speisekarte, die auf der Theke lag. »Du weißt bestimmt, was hier drinsteht, aber du kannst gerne einen Blick auf die Karte werfen und mir sagen, was ich dir bringen darf.«

Er nahm die Speisekarte und drehte sie um. »Und was ist damit?«, fragte er und deutete auf die drei Fragen.

»Das ist die Grundlage für ein lebensveränderndes Gespräch«, antwortete ich schmunzelnd.

Casey und Jessica sahen Emma hinterher, als sie zu Mike zurückrannte. Sie hatte ihnen von den Ereignissen an diesem Morgen berichtet. Von dem Mantarochen, den sie gesehen hatten. Außerdem waren sie bei einem Wellenritt direkt an einem Delphin vorbeigesurft.

»Sie ist so lebendig«, sagte Jessica.

»Kann man wohl sagen«, antwortete Casey.

»Ist sie immer so?«

»Meistens schon. Mike versteht es großartig, sie auf ihrem Spielplatz spielen zu lassen.«

»Ist Mike ihr Vater?«

»Ja. Das ist er übrigens, dort drüben.« Casey deutete zu Mike hinüber.

»Essen die beiden oft hier?«

Casey lachte. »Ziemlich oft. Ihm gehört das Café.«

»Oh.«

Jessica beobachtete Emma und Mike eine Weile und wendete sich dann wieder Casey zu. »Entschuldigung«, sagte sie und schüttelte den Kopf, »ich habe Ihre Antwort vorhin zwar gehört, war aber abgelenkt. Was haben Sie gesagt, als ich Sie fragte, ob Emma immer so lebendig ist?«

»Ich sagte, Mike versteht es großartig, sie auf ihrem Spielplatz spielen zu lassen.« Und damit blickte Casey auf die Speisekarte, die immer noch auf dem Tisch lag.

Jessica folgte ihrem Blick. Die Rückseite der Karte lag obenauf. Dort standen die drei Fragen, die sie bereits gelesen hatte.

Warum bist du hier?

Spielst du auf deinem Spielplatz?

Hast du MPS?

Jessica betrachtete die Karte. »Also gut«, sagte sie, »Sie haben meine Neugier geweckt. Was hat es mit dem Spielplatz auf sich?«

»Haben Sie als Kind gespielt?«, fragte Casey sie.

»Tja, das ist lange her. Ich müsste überlegen. Ich meine ...«

Casey lehnte sich nach vorne und sah Jessica eindringlich an. Ihre Bewegung veranlasste Jessica dazu innezuhalten. »Erinnern Sie sich daran«, sagte Casey, »dass wir vorhin über Menschen gesprochen haben, denen es leichter fällt, anderen zu helfen, als selbst Hilfe anzunehmen? Man erkennt das unter anderem daran, dass sie nur ungern über sich selbst sprechen.«

Casey ließ ihre Worte wirken. »Ich frage Sie, weil ich ehrlich daran interessiert bin.«

»O. k., ist angekommen.«

Casey schmunzelte. »Haben Sie als Kind gespielt?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Nicht viel.« Sie stockte. »Ich hatte nicht gerade eine schöne Kindheit.«

Casey wartete ab, aber Jessica erläuterte es nicht weiter. »Erinnern Sie sich an etwas, das Ihnen Spaß gemacht hat?«

Jessica richtete ihren Blick in die Ferne. Sie schien im Geiste viele alte Erinnerungen durchzugehen. »Als ich klein war, habe ich gerne geschaukelt«, sagte sie schließlich und schaute dabei Casey an. »Am Ende unserer Straße war ein Park. Wenn es zu Hause sehr schlimm war, rannte ich dorthin und setzte mich auf eine Schaukel. Manchmal schaukelte ich stundenlang. Dort fanden sie mich stets.«

Casey nickte verständnisvoll. »Warum haben Sie gerade das gemacht?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich denke, es war mein Zufluchtsort. An einem riesigen Baum hingen zwei Schaukeln. Fast niemand sonst ging in den Park, daher hatte ich die Schaukeln meistens für mich alleine. Der Baum war sehr groß und spendete mir Schatten. Ich schaukelte so hoch ich konnte, bis ich die Leere unter mir spürte. Sie kennen bestimmt den Moment, in dem man mit der Schaukel den höchsten Punkt erreicht.«

Jessica zögerte, dann sagte sie: »Ich wünschte mir stets, ich könnte diesen Moment festhalten und einfach schweben. Ich tat so, als wäre ich eine kleine Wolke, die gerade auf die Welt kam. Und wenn ich nur lernte, ein paar Sekunden länger frei zu schweben, so dachte ich, könnte ich in den Himmel entweichen und alles andere hinter mir lassen. Für immer.«

Eine Träne bildete sich in Jessicas Augenwinkel. Sie wischte sie rasch fort. »Aber das kann man nicht. Egal wie sehr man es auch versucht, egal wie hoch ich schaukelte, ich gelangte auch immer wieder nach unten. Ich musste stets dorthin zurück.«

»Aber jetzt nicht mehr.«

»Nein, jetzt nicht mehr. Ich zog aus, als ich 17 war, und ich bin nie zurückgekehrt.«

»Und seitdem haben Sie sich extrem gefordert.«

Jessica blickte zum Meer hinaus. »Ja, seitdem.«

»Hallo Coconut.«

Mike hob Emma hoch und setzte sie auf einen Hocker neben der Essensausgabe.

»So nennt mein Dad mich mit Spitznamen«, erklärte mir Emma. Er sagt, als ich klein war, hatte ich die Größe einer Kokosnuss.«

Ich schmunzelte.

»Hast du Casey Hallo gesagt?«, fragte Mike sie.

»Ja, habe ich. Und Jessica auch. Das ist ihre Freundin. Ich habe ihnen von dem Rochen und dem Delphin erzählt, die wir heute Morgen gesehen haben.«

»Prima. John ist übrigens unser heutiger Gastkoch. Wie wär's mit Frühstück?«

»O. k.«

»Was hättest du gerne?«

Ich hoffte, sie würde sagen »French Toast mit Ananas«.

»Hmm. Wie wär's mit Omelette und Pfannkuchen mit Obst?«

Mike nickte. »Das klingt gut. Sag es am besten dem Koch.«

Emma drehte sich auf ihrem Stuhl um und sah mich an. »Kann ich dir dabei helfen?«

Ich blickte zu Mike.

»Von mir aus gerne«, sagte er, »wenn es dir recht ist.«

Ich wendete mich Emma zu. »Hört sich großartig an. Na, dann komm mal rein. Wir bereiten alles gemeinsam zu.«

Emma sprang von ihrem Hocker hinunter und steuerte auf die Tür zu.

»Möchtest du irgendetwas, Mike?«, fragte ich.

Er lächelte. »Ich hätte gerne einen French Toast mit Ananas. Und wenn du nichts dagegen hast, spritze ich die Surfbretter ab, während du mit Emma kochst.«

»Kein Problem. Wir rufen dich, wenn alles fertig ist.«

Ich machte mich wieder in der Küche zu schaffen und begann, ein paar Dinge bereitzustellen, als sich auch schon die Tür öffnete und Emma hereinkam. Mir fiel sofort auf, wie sie sich bewegte. Sie ging mit einer Leichtigkeit und Energie, die man bei Erwachsenen nur mehr selten erlebt. Sie ging, tanzte und hüpfte gleichzeitig. Als könne sie es nicht erwarten, an ihrem Ziel anzukommen, wo auch immer sie hinging.

»Womit sollen wir anfangen?«, fragte ich sie.

»Ich hole die Zutaten«, antwortete sie. »Ich schnipple nicht so gerne. Könntest du das übernehmen?«

»Klar. Ich könnte die Sachen klein schneiden und du rührst um.«

»In Ordnung.«

Wir stellten alle Zutaten auf die Theke und begannen, das Omelette, die Pfannkuchen und Mikes French Toast vorzubereiten.

»Mein Dad sagt, du befindest dich auf einer Abenteuerreise. Stimmt das?«, fragte Emma.

Ich nickte. »In gewisser Weise ja.«

»Was ist das für ein Abenteuer?«

»Nun, als ich deinen Dad das letzte Mal gesehen habe, war ich unschlüssig, was ich mit meinem Leben anfangen sollte.«

»Warst du traurig?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich hatte eher das Gefühl, dass mein Leben an mir vorbeizog und ich nicht so viele schöne und interessante Dinge tat, wie ich gerne wollte.«

»Also bist du zu einem Abenteuer aufgebrochen?«

»Nun ja, ich habe zunächst überlegt, welche Art von Abenteuer es sein sollte. Sobald ich es wusste, sparte ich eine Zeit lang etwas Geld und dann ging es los.«

»Wo bist du hingefahren?«

»Ich bin um die Welt gereist.«

Emma sah mich überrascht an. »Du hast die *ganze* Welt gesehen?«

»Nein, ich bin um die Welt gereist«, sagte ich schmunzelnd. »Ich habe nicht alles gesehen. Nicht bei dieser einen Reise. Aber ich habe viele Orte besucht.«

»Hast du noch weitere Reisen unternommen?«

Ich lächelte erneut. Sie hatte eine so wunderbare Ausstrahlung.
»Ja, ich komme sogar gerade von einer Reise zurück. Ich war in Afrika, Mittelamerika und Südostasien.«

»Arbeitest du?«

Ich lachte. »Manchmal. Nach meiner ersten Reise beschloss ich, viel mehr zu reisen, weil es mir so gut gefallen hatte. Seitdem arbeite ich ein Jahr und reise dann ein Jahr lang. Dann arbeite ich wieder ein Jahr und im Jahr darauf gehe ich wieder auf Reisen.«

»Da musst du aber ein guter Sparer sein. Mein Dad gibt mir jede Woche etwas Taschengeld. Manchmal spare ich auf etwas, das ich sehr gerne haben möchte. Und manchmal gebe ich es sofort aus.«

»Nun, da hast du schon eine wichtige Lebenslehre begriffen.«

»Welche denn?«

»Wenn du weißt, was du willst, fällt es dir viel leichter, darauf zu sparen.«

»Das stimmt. Einmal wollte ich unbedingt ein bestimmtes Surfbrett haben. Da hat mein Dad mir ein Angebot gemacht. Er hat gesagt, wenn ich die Hälfte des Betrags sparen würde, dann würde er die andere Hälfte übernehmen.«

»Und, hast du das Surfbrett bekommen?«

Sie nickte begeistert. »Es ist das blaue, das ich dabei hatte, als wir vom Meer zurückgekommen sind.«

»Ist es dir schwergefallen, dafür zu sparen?«

»Manchmal schon. Ich meine, es gab andere Dinge, die ich auch gerne kaufen wollte. Zum Beispiel einige kleine Plastikponys, die mir sehr gut gefallen, und ein paar andere Spielsachen ... Aber ich habe sie immer mit dem Surfbrett verglichen und das wollte ich noch lieber haben. Außerdem hat mir die Schwester meiner Freundin einen Tag lang ihr Surfbrett geliehen. Es ist das gleiche wie das, was ich haben wollte ... Danach fiel mir das Sparen viel leichter. Denn wenn man

dieses Surfbrett erst mal ausprobiert hat, dann weiß man, dass man es unbedingt haben will, das kannst du mir glauben.«

Ich schmunzelte. Sie war so lebendig, wenn sie sprach, und absolut ehrlich. »Mir geht es mit meinen Reisen genauso«, sagte ich. »Als ich versuchte, mir über ein paar Dinge in meinem Leben klar zu werden, fuhr ich nach Costa Rica ...«

»Mein Dad liebt Costa Rica«, warf Emma ein.

»Ich erinnere mich daran«, erwiderte ich schmunzelnd. »Jedenfalls war Costa Rica eins der ersten fremden Länder, die ich bereiste. Ich hatte dort so eine tolle Zeit, dass es mir viel leichter fiel, auf die nächste Reise zu sparen, nachdem ich wieder zu Hause war.«

»Dann war es so wie bei mir und meinem Surfbrett.«

Ich nickte. »Ja, so ziemlich.«

Ich gab die Zutaten, die ich klein geschnitten hatte, in eine Schüssel und reichte sie Emma. »O. k., du bist unsere Umrührexpertin. Bist du bereit?«

»Bereit zum Rühren!« Sie schnappte sich einen Löffel und begann den Inhalt superschnell zu verrühren. Ein Teil der Zutaten wurde aus der Schüssel herausgeschleudert.

Ich lachte. »Vielleicht sollten die Zutaten *in* der Schüssel bleiben?«

Sie lachte ebenfalls und rührte langsamer. Dann hielt sie ihren Löffel in die Höhe. »Bereit zum Kochen!«, verkündete sie.

Casey sah Jessica lange an. »Danke, dass Sie mir von den Schaukeln erzählt haben.« Sie hielt inne. »Vielleicht ist es an der Zeit, Ihren Spielplatz wieder aufzusuchen.«

Jessica schüttelte den Kopf. »Nein, ich gehe nicht dorthin zurück. Nie mehr. Damit bin ich fertig.«

Casey nickte. »Ich meinte nicht, dass Sie dorthin oder zu Ihrer Familie zurückkehren sollten. Vielleicht ist die Zeit gekommen, Ihren persönlichen Spielplatz wieder aufzusuchen.«

Jessica sah Casey über den Tisch hinweg an. »Wie meinen Sie das?«

»Vorhin haben Sie Emmas Ausstrahlung erwähnt. Dass sie so lebendig wirkt. Wir alle haben diese Lebendigkeit in uns. Manchmal vergessen wir das allerdings. Wir schließen unseren Spielplatz.«

Casey bemerkte, dass Jessica verwirrt war.

»Sehen Sie es einmal so«, begann Casey. »Kinder haben ein untrügliches Gefühl, was ihnen gefällt und was sie nicht mögen. Vielleicht rutschen sie gerne auf einer Rutsche hinunter, mögen aber die Buddelkisten nicht. Möglicherweise macht es ihnen Spaß zu schaukeln, das Klettergerüst dagegen interessiert sie nicht ... Sie wissen einfach, was ihnen gefällt. Und in ihrer Welt ist es absolut logisch, dass man tut, was einem Spaß macht. Wenn es keinen Spaß macht, lässt man es bleiben.«

»Wenn sie nur die Wahrheit kennen würden und wüssten, wie sich all das verändert«, murmelte Jessica.

»Tja, genau darum geht es«, fuhr Casey fort. »Vielleicht *kennen* sie die Wahrheit. Allein wir anderen verändern uns.«

Jessica sah auf. Etwas hatte in ihr einen Nerv getroffen. Sie schüttelte ihre Arme seitlich etwas aus.

»Was haben Sie denn?«, fragte Casey.

»Ach nichts. Entschuldigen Sie, es ist nur ...«

»Was denn?«

»Tja, als Sie sagten, dass sie die Wahrheit vielleicht kennen, der Rest von uns sich aber verändert ... da habe ich auf einmal eine Gänsehaut bekommen. Es ist nichts weiter ... wirklich.«

»Vielleicht ist es auch alles«, sagte Casey sanft. »Vielleicht sprechen *Sie* auf diese Weise zu *sich selbst* und sagen: ›He, ich habe gerade etwas sehr Wichtiges erkannt.««

Jessica antwortete nicht.

»Als Kinder wissen wir, wie wir sind«, erklärte Casey. »Wir wissen, welche Bereiche auf dem Spielplatz uns begeistern. Wir versuchen, jeden Tag so viel Zeit wie möglich dort zu verbringen.«

»Und was geschieht dann?«

»Das hängt vom einzelnen Kind ab. Manche lassen ihren Spielplatz geöffnet. Möglicherweise spielen sie mit anderen Geräten auf dem Spielplatz, wenn sie älter werden. Aber sie vergessen nie, dass sie ihr ganzes Leben mit Spielen verbringen können.«

»Und die anderen?«

»Die große Mehrheit der Leute gehört zur Kategorie der ›anderen‹.«

»Was geschieht mit ihnen?«

»Nun, auch hier ist jede Geschichte anders. Manche lassen sich von anderen sagen, sie dürften nicht mehr spielen. Sie müssten erwachsen werden. Ihre Welt besteht zunehmend aus Bemerkungen wie ›du solltest‹, ›du musst‹, ›du kannst, sollst, darfst nicht‹ und ähnlichen Aussagen, die sie einschränken. Manchmal verwenden sie diese Worte sogar selbst.«

»Und was geschieht mit ihrem Spielplatz?«

»Mit der Zeit wird er immer weniger genutzt. Das Unkraut breitet sich darauf aus. Das Gras wächst in die Höhe. Die Geräte auf dem Spielplatz sind nicht mehr zu sehen. In manchen Fällen errichten die Menschen sogar Mauern um ihren Spielplatz.«

»Mauern?«

»Ja. Ich bin zu alt. Ich bin nicht gut genug. Ich bin nicht klug genug. Ich habe nicht genug Zeit ... Das sind alles Mauern, die sie von ihrem Spielplatz fernhalten. Und es gibt Dutzende weitere davon.

Im Laufe der Zeit werden schließlich sogar die Mauern überwuchert. Pflanzen überwachsen sie, Weinreben ranken an ihnen hoch. Am Ende sind sie so eingewachsen, dass die Menschen sich nicht einmal an ihr Vorhandensein erinnern, ganz zu schweigen von dem Spielplatz dahinter.«

Casey sah Jessica an. »Und manchmal versehen die Menschen ihren Spielplatz mit einem Schloss.«

Jessica senkte den Blick.

»Manchmal möchten sie so weit wie möglich von ihrer Vergangenheit davonlaufen. Die leidvolle Erinnerung an ihren Spielplatz und ihre Träume ... ist sehr schmerzhaft. Sie ziehen daher nicht nur Mauern um ihren Spielplatz hoch, sondern bringen eines Tages zusätzlich ein großes Schloss am Eingangstor an. ›Nie wieder‹, sagen sie. ›Ich werde nie wieder etwas glauben. Ich werde mir nie wieder gestatten zu spielen.‹«

»Was geschieht mit diesen Leuten?«, fragte Jessica flüsternd und versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten.

»In manchen Fällen werden sie verbittert. Die Wut, die Enttäuschung, die Anspannung, etwas glauben zu wollen, es sich selbst aber nicht zu erlauben, all das nagt an ihnen. Es wirkt allmählich wie ein Gift, das sie jeden Tag ertragen, das sie schlucken müssen. Sie grenzen sich gegen die Welt ab, weil sie nicht mehr verletzt werden wollen. Aber damit verletzen sie nur sich selbst.«

Jessica begann zu schluchzen. Ihre Schultern bebten.

»Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll«, klagte sie.

Sie versuchte nicht mehr, irgendeinen Schein zu wahren. Die Kleidung, das Aussehen, das Auto ... die äußere Fassade, die den inneren Schmerz kaschierte, hatte keine Bedeutung mehr.

»Ich habe vor langer Zeit ein Schloss vor meinem Spielplatz angebracht. Und ich habe mir geschworen, mich nie mehr verletzen zu lassen. Aber ich bin es leid, diese Mauern aufrechtzuerhalten. Ich bin es leid, ständig davonzurennen. Ich möchte einfach nur ...«, sie zögerte.

»Frei sein?«, fragte Casey sanft.

Jessica nickte. »Frei sein«, flüsterte sie. »Ich weiß nur nicht, wie ich mich befreien kann.«

Casey sah sie an. »Die meisten Menschen versuchen auf kurze Sicht, ihre Freiheit zu erlangen, und verdrängen so den Schmerz.

Sie trinken oder nehmen Drogen. Sie kaufen Dinge, die ihnen eigentlich nicht wichtig sind. Sie erzeugen ein unnötiges Chaos in ihrem Leben ... Sie wollen sich lebendig und frei fühlen, daher tun sie all diese Dinge. Allerdings führen diese letztlich zu noch mehr Schmerz.«

»Das weiß ich«, bemerkte Jessica leise. »Ich habe es genauso gemacht. Ich mache es *immer noch*.«

»Vielleicht werden Sie zu denjenigen gehören, die den anderen Weg wählen.«

»Welcher Weg ist das?«

»Manche Leute sind es leid, die Mauern zu bewahren. Sie wollen wieder in der Lage sein, ihren Spielplatz zu sehen. Und sie haben keine Lust mehr auf die ermüdenden vorübergehenden Befreiungsversuche, die letztlich nur zum Errichten weiterer Mauern führen.

Also fassen sie sich eines Tages ein Herz und machen einen großen vertrauensvollen Schritt. Sie beschließen, ihren Spielplatz neu aufzubauen.«

»Ist das denn möglich?«

»Ja, es ist immer möglich. Egal wie alt jemand ist oder wie seine Lebenssituation aussieht. Es ist immer möglich.«

Jessica saß eine Weile schweigend da. Dann fragte sie Casey:
»Wie könnte ich damit anfangen?«

»Langsam. Behutsam. Oder wie eine riesige Planierdrause, die alles plattmacht, was ihr in die Quere kommt ... Jeder Mensch ist anders. Es ist Ihre Entscheidung. Der erste Schritt ist allerdings nicht anders als bei anderen Leuten: Eines Tages werden Sie beschließen, das Schloss vor Ihrem Spielplatz aufzubrechen. Damit gestatten Sie sich wieder den Zutritt.

Nach und nach werden Sie die Weinreben von den Mauern entfernen. Und die Mauern als das sehen, was sie wirklich sind. Es sind keine schützenden Barrieren, die für Ihre Sicherheit sorgen, sondern Sie haben sich eine falsche Realität geschaffen, in die Sie seitdem eingesperrt sind. In dem Moment, in dem man sich erlaubt, die Mauern als das zu sehen, was sie sind, lösen sie sich häufig auf.«

»Das kann ich mir nur schwer vorstellen«, sagte Jessica.

»Ich weiß«, antwortete Casey. »Aber es ist wahr. Und sobald die Mauern verschwunden sind, werden Sie eine Verbindung zu den Dingen herstellen, die früher auf Ihrem Spielplatz standen. Diese werden Sie dazu inspirieren, das hohe Gras und das Unterholz wegzuschneiden.

Sie werden allmählich wieder erkennen, was Sie glücklich gemacht hat. Vielleicht möchten Sie nicht mehr alles davon auf Ihrem Spielplatz haben. Oder Sie wollen die Dinge nach wie vor, möchten sie aber anders gestalten. Und dann beginnen Sie, den Spielplatz wiederaufzubauen. Ein neuer Ort, ein neuer Spielplatz.«

»Ein neues Leben«, sagte Jessica.

Casey nickte.

»Aber wieso sind Sie so sicher, dass es möglich ist?«, fragte Jessica.

Casey erhob sich vom Tisch und räumte ein paar Teller ab. Sie sah Jessica an. »Weil ich all diese Phasen durchgemacht habe. Es gab einen Tag in meinem Leben, an dem ich es leid war, mich zu verstecken, davonzulaufen und mich zu verstellen ... Und das war der Tag, an dem ich das Schloss vor meinem Spielplatz aufgebrochen und damit begonnen habe, ihn wiederaufzubauen.«

Ich sah zum Fenster hinaus. Casey stand gerade von dem Tisch auf, an dem sie mit Jessica gesessen hatte. Mir war schon vorher aufgefallen, dass sie offenbar intensive Gespräche führten.

»Willkommen im Café der Fragen«, dachte ich bei mir.

»Die Pfannkuchen müssen gewendet werden«, sagte Emma.

»O. k., wird erledigt.«

Ich schnappte mir einen Pfannenwender und drehte die Pfannkuchen um. »Sie sind fast fertig. Nur noch eine Minute auf dieser Seite, dann kannst du mit deinem Dad essen.«

»Und was ist mit meinem Omelette?«

Um ehrlich zu sein, ich hatte gehofft, Emma würde das Omelette vergessen. Ich sah sie an. »Es tut mir leid, Emma, aber ich weiß nicht, wie man ein Omelette zubereitet.«

»Aber wir haben die ganzen Zutaten dafür schon klein geschnipselt.«

Ich nickte. »Ja, ich weiß. Diesen Teil beherrsche ich. Aber nicht den eigentlichen Omeletteteil.«

»Das macht nichts.«

Innerlich seufzte ich erleichtert. Ich war froh, dass sie nicht enttäuscht war.

»Du brauchst bloß einen ›Wer‹«, sagte sie.

»Einen was?«

Sie kicherte. »Nein! Einen *Wer!*«

Ich hob die Pfannkuchen auf einen Teller, und Emma gab das Obst darauf, das ich zuvor klein geschnitten hatte.

»Immer wenn du nicht weißt, wie etwas geht, suchst du dir jemanden, der es weiß. Dann bittest du ihn um Hilfe. Er zeigt es dir, und dann weißt auch du, wie es geht. Es ist superleicht. So habe ich die meisten Dinge gelernt, die ich kann.«

Ich schmunzelte und dachte: »Überlasse es einer Siebenjährigen, eine der größten Hürden für die meisten Menschen zu überwinden und Fragen so herunterzubrechen, dass es sich innerhalb weniger Sekunden erklären lässt.«

»Wer hat dich das gelehrt?«, fragte ich.

»Mein Dad.«

»Ist er ein guter Wer?«

Sie nickte begeistert. »Ja. Er weiß viel. Er hat mir auch das Surfen beigebracht.«

»Tatsächlich? Welches ist die wichtigste Lehre, die du über das Surfen gelernt hast?«

Sie stemmte die Hand in ihre Hüfte und nahm eine selbstbewusste Pose ein. »Du wirst nie lernen zu surfen, wenn du nicht ins Wasser gehst.«

Ich lachte. »Das stimmt mit Sicherheit.«

In diesem Augenblick kam Mike herein. »Wie sieht's mit dem Frühstück aus?«

»John braucht einen Wer, Dad. Kannst du ihm zeigen, wie man ein Omelette macht?«

Ich lächelte. »Emma hat mir erklärt, dass ich einen ›Wer‹ benötige, wenn ich nicht weiß, ›wie‹.«

»Ja, das kann sie sehr gut.«

Mike nahm eine Pfanne zur Hand. »O. k., es ist superleicht ...«

Als Mike mir gerade die Details erläuterte, kam Casey herein.

Sie klopfte Mike auf die Schulter. »Das duftet aber gut hier«, sagte sie.

»Wir haben Pfannkuchen und French Toast gemacht, und Dad bringt John bei, wie man ein Omelette zubereitet«, antwortete Emma.

Casey stellte die Teller, die sie hereingebracht hatte, in die Spüle.

»Wie geht es Jessica?«, fragte ich.

»Ich glaube, sie könnte ein paar Minuten mit dir gebrauchen«, erwiderte Casey.

Ich sah sie über meine Schulter an. »Wirklich? Ich hatte den Eindruck, dass ihr zwei ein ziemlich intensives Gespräch hattet.«

»Ja, das hatten wir. Aber jetzt wären ein paar Minuten mit dir gut für sie. Ich glaube, sie sollte deine Geschichte hören.«

»Nur zu«, sagte Mike. »Ich erledige das hier. Es ist sowieso fast fertig.«

»Nun gut«, antwortete ich etwas zögernd. Ich war mir nicht so sicher. Zuvor war ich einfach meiner Intuition gefolgt und hatte mit Jessica zu reden begonnen. Aber im Moment fiel mir so spontan nichts ein.

»Das wird sich ändern, wenn du dort bist«, sagte Casey und warf mir ein Handtuch zu.

Ich wischte meine Hände ab und warf es ihr zurück.

»Können wir unsere Unterhaltung über das Surfen etwas später fortsetzen, Emma?«, fragte ich. »Ich würde gerne wissen, was du noch darüber gelernt hast.«

Sie sah zu mir hoch und hielt eine kleine Schüssel mit Sirup über ihre Pfannkuchen. »Sirupvulkan!«, sagte sie und schüttete den Inhalt aus.

Ich schmunzelte. »Ich werte das als ein Ja bezüglich unseres Surfgesprächs.«

Emma grinste. »O. k.«

Ich ging zu dem Platz hinüber, an dem Jessica saß. Sie starrte in Gedanken versunken auf das Meer.

»Wie war das Frühstück?«

Sie hatte geweint und wischte sich mit der Hand über das Gesicht.

Ich nickte verständnisvoll. »Dies ist nicht gerade ein typisches Café, stimmt's?«

Sie blickte mich lächelnd an, während sie mit ihrer Hand erneut über ihre Wange fuhr. »Nein, das ist es definitiv nicht.«

»Geht es Ihnen gut?«

Sie blickte wieder aufs Meer. »Ich denke schon.«

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Gerne«, antwortete sie und deutete auf den Platz ihr gegenüber.

Ich glitt auf den Stuhl.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte sie kurz darauf und blickte dann zum Café.

»Lassen Sie ihn mich so beschreiben: Es ist ein seltsamer, ungewöhnlicher, kleiner Ort, der Ihr Leben wahrscheinlich für immer verändern wird.«

»Aha. Na, das erklärt alles«, erwiderte sie und lächelte mich zurückhaltend an.

Wir saßen ein paar Minuten schweigend da.

»Wer sind Sie?«, fragte sie mich.

»Wie meinen Sie das?«

»Wer sind Sie? Casey erwähnte, dass Mike der Besitzer dieses Cafés ist. Emma hat mir erzählt, dass er normalerweise auch kocht. Wer sind Sie also? Arbeiten Sie tatsächlich hier?«

Ich schmunzelte. »Nun ... heute tue ich das.«

Sie sah mich verwirrt an.

»Möchten Sie die lange oder die kurze Version der Geschichte hören?«, fragte ich sie.

»Wie wäre es, wenn Sie einfach anfangen«, antwortete sie, »und ich bitte Sie – wenn nötig – um zusätzliche Details.«

»Einverstanden.«

Ich dachte einen Moment nach. Wo sollte ich einsetzen? Wie weit sollte ich ausholen?

»Vor etwa zehn Jahren habe ich diesen Ort besucht«, begann ich. »Also, ich meine das Café.« Ich erzählte Jessica nicht, dass ich geografisch gesehen an einem völlig anderen Ort gewesen war, der irgendwie detailgetreu hier in Hawaii nachgebildet worden war, ohne auch nur einen Tag älter auszusehen. Es hatte keinen Sinn, die Dinge komplizierter zu machen, als sie ohnehin schon waren.

»Damals fiel es mir schwer, meinem Leben eine Richtung zu geben.«



»Wie meinen Sie das? Waren Sie unglücklich?«

»Nicht wirklich *unglücklich*. Ich war einfach nicht *glücklich*. Es war, als würde ich in einem Zustand festhängen, der »o. k.« war. Mein Job war o. k., meine Aktivitäten außerhalb der Arbeit waren o. k., meine sozialen Beziehungen waren o. k. Aber etwas in meinem Inneren sagte mir immer wieder, dass das Leben mehr sein sollte als nur o. k.

Dann kam es zu einer Reihe von Ereignissen, die mich wirklich zum Nachdenken brachten.«

Jessica sah mich an. »Was ist passiert?«

»Ich saß eines Abends in meiner Wohnung und bekam einen Anruf von meiner Familie. Ich erfuhr, dass mein 82-jähriger Großvater gestorben war.«

»Das tut mir leid.«

»Danke. Es ist mittlerweile schon lange her. Der Punkt ist, dass ich ihm nicht einmal sehr nahestand. Meine Familie lebte weit von meinen Großeltern entfernt, und obwohl er mein Großvater war, kannte ich ihn eigentlich nicht gut. Doch aus irgendeinem Grund rüttelte sein Tod mich wach. Nachdem ich den Telefonhörer aufgelegt hatte, betrachtete ich mein Leben. Und ich dachte: »Wenn ich dieses Leben so weiterführe, wenn ich diesen Weg weitergehe ...«

»Werde ich dann mit 82 Jahren glücklich sein?«, ergänzte Jessica meinen Satz.

Ich nickte. »Genau. Und die Antwort war Nein. Ich würde nicht glücklich sein, sondern mein Leben lediglich o. k. finden. Als ich erkannte, dass die Antwort Nein lautete, erinnerte ich mich aus irgendeinem Grund an etwas, das ich fünf Jahre zuvor erlebt hatte.

Damals hatte ich gerade mein Studium abgeschlossen und versuchte, in der »echten Arbeitswelt« Fuß zu fassen. Ich bekam eine Einladung zu einem Bewerbungsgespräch bei einem Unternehmen, das sich im Zentrum der großen Stadt befand, in deren Nähe ich wohnte.

Ich warf mich also in Schale. Zog einen Anzug, Krawatte, ein gestärktes Hemd und unbequeme Schuhe an. Dann schnappte ich

mir meine nagelneue Laptoptasche und fuhr mit dem Zug in die Stadt. Ich hatte diesen Zug noch nie genommen und als ich ausstieg, wandte ich mich aus Versehen in die falsche Richtung. Allerdings stellte sich heraus, dass es genau die richtige Richtung war.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Jessica.

»Als ich auf dem Bahnsteig in die falsche Richtung ging, kam mir eine große Menschenmenge entgegen, die auf den Ausgang zuströmte. Es waren Hunderte, die alle auf dem Weg zur Arbeit waren. Alte Leute, Menschen mittleren Alters – einige waren nur ein paar Jahre älter als ich. Und als ich diesen Pulk aus Männern und Frauen betrachtete, fiel mir etwas auf.«

»Was denn?«

»Keiner von ihnen lächelte. Kein Einziger.«

Jessica nickte.

»An diesem Tag, an dem ich all diese unglücklichen Menschen sah, schwor ich mir, dass ich nicht so sein würde. Mein Leben würde anders sein.«

Jessica nickte wieder. »Also haben Sie es verändert.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich. Das erkannte ich an dem Abend, als ich den Anruf wegen meines Großvaters bekam. Ich hatte es anders machen wollen. Ich hatte mir geschworen, es anders zu machen. Aber mittlerweile waren fünf Jahre ins Land gegangen, und ich erkannte, dass mein Leben sich nicht sehr verändert hatte.«

»Was haben Sie also getan?«

»Ich beschloss, eine Reise zu machen, um dem Ganzen für eine kleine Weile zu entkommen. Aufgrund einer Reihe äußerst ungewöhnlicher Ereignisse verfuhr ich mich am ersten Abend meiner Reise hoffnungslos. Und als ich gänzlich die Orientierung verloren hatte, stieß ich auf ein kleines Café mit gutem Essen, netten Menschen und sehr ungewöhnlichen Fragen auf der Speisekarte.«

»Sie hatten diesen Ort hier gefunden«, sagte Jessica.

»Äh, ja.«

»Und?«

»Ich verbrachte die ganze Nacht in dem Café. Ich unterhielt mich einfach mit den Menschen. Mit Mike, Casey, einer anderen Frau, die da war ... ich hörte mir ihre Geschichten an. Außerdem erzählte ich ihnen meine eigene Geschichte und was ich gerade durchmachte.«

»Ist es nicht etwas seltsam, solche Gespräche mit wildfremden Menschen zu führen?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ja, nein, vielleicht ... Ich war an einem Punkt, an dem ich mich nicht länger mit einem ›O.k.‹ zufriedengab. Ich nehme an, es machte mich offen für Dinge, für die ich sonst vielleicht keinen Sinn gehabt hätte.«

Ich schmunzelte. »Nun unterhalte ich mich ständig mit wildfremden Menschen. Sobald man es ausprobiert, erkennt man, dass es gar nicht so seltsam ist.«

Jessica nickte. »Was geschah dann?«

»Diese Nacht im Café hat mein Leben verändert. Ich erfuhr Dinge, die mir zuvor nie bewusst gewesen waren. Ich sah die Welt auf eine Weise, wie ich sie noch nie wahrgenommen hatte. Ich bekam Einblick in ein Leben, das mehr war als nur o. k. Also beschloss ich, fortan ein solches Leben zu führen.«

»Und, haben Sie das?«

Ich nickte. »Ja, das habe ich.«

Mike nahm einen Bissen von seinem French Toast und deutete mit dem Kopf zur Terrasse: »John und Jessica scheinen sich sehr gut zu verstehen.«

Emma trank einen Schluck Saft: »John ist witzig. Und er ist nett.«

Casey strich Emma mit der Hand über die Haare. »Jessica ist auch nett.«

»Warum hat sie vorhin geweint?«

»Sie hat vergessen, wie man spielt«, antwortete Casey.

»Vielleicht könntest du ihr helfen, sich daran zu erinnern«, sagte Mike zu Emma. »Du bist doch wirklich gut im Spielen.«

»In Ordnung. Was möchte sie gerne spielen?«

»Ich weiß es nicht genau«, sagte Casey. »Ich glaube, sie weiß es selbst nicht. Sie hat allerdings erwähnt, dass sie früher gerne geschaukelt hat.«

»Vielleicht könnten wir sie zu den Schaukeln bei der Lagune mitnehmen. Das sind *fantastische* Schaukeln. Man kann sie sogar verdrehen und sich wieder ausdrehen lassen, dann wirbelt man ganz schnell im Kreis herum.«

Mike schmunzelte. »Das ist eine tolle Idee. Ich glaube, es würde ihr gefallen.«

»Können wir jetzt gleich dorthin gehen?«

»Iss lieber erst mal dein Frühstück auf. Danach kannst du sie mit Casey dorthin begleiten. Ich bleibe hier bei John und helfe ihm, die Küche aufzuräumen.«

»O. k.«

Emma aß ein paar weitere Happen von ihren Pfannkuchen. »Du, Dad, ich habe eine Frage.«

»Welche denn?«

»Wie kann jemand vergessen, wie man spielt?«

Mike schmunzelte erneut. Es faszinierte ihn immer wieder, auf welche Weise Kinder Dinge verarbeiteten. Sie stellten Fragen, hörten zu, dachten nach. Wenn ihnen dann etwas nicht klar war, fragten sie nach, bis sie etwas vollkommen begriffen hatten.

»Ich glaube, als Jessica aufwuchs, war die Situation in ihrer Familie nicht besonders gut, daran liegt es wohl«, sagte Casey. »Sie hatte niemanden, der ihr wie dein Dad den Spaß am Spielen beigebracht hätte.«

Emma dachte einen Moment nach. »Das ist traurig.«

»Ja, das ist es«, sagte Casey.

»Glaubst du, sie wird sich wieder daran erinnern?«, fragte Emma.

Casey nickte. »Ich glaube schon. Es ist wie mit einem Spielzeug, das unter dem Bett liegt und vergessen wurde. Man spielt daher längere Zeit nicht damit und schließlich erinnert man sich gar nicht mehr daran. Aber wenn man es wiederfindet, spielt man erneut damit und plötzlich ist alles wieder da. Man erinnert sich daran, wie viel Freude so ein Spielzeug einem bereitet.«

»Das ist mir einmal mit meinem Stoffdelfin passiert«, sagte Emma aufgeregt. »Er heißt Dolphy. Ich hatte ihn verloren und habe überall nach ihm gesucht. Aber ich konnte ihn nicht finden. Ich war sehr traurig. Dann vergaß ich ihn, bis wir die Möbel aus meinem Zimmer räumten, um es zu streichen. Es stellte sich heraus, dass Dolphy die *ganze Zeit* hinter meiner Kommode gelegen hatte! Jetzt spiele ich wieder viel mit ihm.«

Casey schmunzelte. »Oft ist es genau so. Ich denke, wenn du Jessica zu den Schaukeln mitnimmst, könnte sie sich wieder daran erinnern, wie viel Spaß es macht zu spielen.«

»Na klar, mit Dolphy hat es ja auch funktioniert!«, rief Emma begeistert.

Jessica und ich unterhielten uns immer noch. Sie nahm einen Schluck aus ihrer Tasse.

»Wie fühlt es sich an?«

»Wie fühlt sich was an?«

»Sich für ein anderes Leben zu entscheiden.«

»Ich kann es nur wärmstens empfehlen. Vor allem, wenn Ihr Leben nur o. k. ist und Sie sich wünschen, es wäre mehr als das.«

Jessica lächelte.

»Warum sind Sie Ihrer Ansicht nach wieder hier?«, fragte sie.
»Warum jetzt? Sie haben Ihrem Leben doch eine neue Richtung gegeben, die mehr als nur o. k. ist.«

Ich nickte. »Ich führe definitiv ein Leben, das mehr als nur in Ordnung ist.« Ich zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht, warum ich dieses Mal hier bin. Vielleicht, um noch mehr zu lernen. Vielleicht, um anderen weiterzugeben, was ich bereits gelernt habe. Ich bin mir nicht sicher.«

»Was können Sie mir vermitteln?«

»Was möchten Sie denn wissen?«, fragte ich.

Jessica neigte sich leicht nach vorne. »Casey hat meine Welt vorhin etwas aus den Fugen gebracht.«

»Ich habe gesehen, dass Sie ziemlich aufgewühlt waren. Was war denn los?«

Jessica erzählte mir von ihrem Gespräch mit Casey und dem Bild des Spielplatzes.

»Ich weiß nicht, warum mich das so stark getroffen hat«, sagte sie.

»Wahrscheinlich, weil es etwas mit Ihrem Leben zu tun hat.«

In Jessicas Gesicht war ein Anflug von Traurigkeit zu sehen.

»Berichten Sie mir von einer Erkenntnis, die Sie hatten, seitdem Sie das letzte Mal hier waren«, forderte sie mich auf.

»Nur von einer?«, fragte ich lachend.

»Fangen Sie mit einer an.«

Ich dachte einen Moment nach. »Wie wäre es mit einer weiteren Zugeschichte?«

Sie lächelte. »In Ordnung, noch eine Zuggeschichte.«

»Als ich das Café zum ersten Mal verließ, erkannte ich, dass ich mein bisheriges Leben so nicht weiterführen wollte. Allerdings wusste ich nicht, wie mein Leben aussehen sollte.«

Ich blickte zur Speisekarte. »Auf meiner Karte damals lauteten einige Fragen anders als diese hier. Wahrscheinlich sind die Fragen bei jedem unterschiedlich.«

Jessica nickte. »Casey hat so etwas in der Art vorhin erwähnt. Ich wusste nicht, wie sie das meinte.«

»Das verstehe ich«, sagte ich. »Wahrscheinlich ergibt es herkömmlich betrachtet nicht den geringsten Sinn, aber lassen Sie sich einmal auf meine Sichtweise ein. Auf meiner Speisekarte lautete die erste Frage: ›Warum bist du hier?‹«

»Auf meiner Karte steht die gleiche Frage«, sagte Jessica. »Ich wusste nicht, wie sie gemeint war.«

»Ich wusste es auch nicht, als ich zum ersten Mal im Café war. Mit der Zeit wurde es mir jedoch klar. Es geht nicht darum, warum man in dem Café oder auf Hawaii ist ... Es geht darum, warum man existiert. Warum man am Leben ist. Was der eigene ZDE ist – das heißt, der Zweck der Existenz.«

Jessica lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Und ich dachte, die Frage nach dem Spielplatz sei schwer zu beantworten.«

»Stimmt. Wobei es gar nicht so schwer ist, wenn man die Frage etwas auf sich wirken lässt. Als ich mir selbst die Frage stellte – Warum bin ich hier? –, lieferte mir die Antwort gute Hinweise, was ich Tag für Tag tun konnte. Zumindest schien es so zu sein.«

»Wie meinen Sie das?«

»Weil die Frage angesichts dessen, wo ich in meinem Leben angelangt war, für mich zu groß war. Ich konnte sie nicht ganz erfassen.«

»Und deshalb fahren Sie mit dem Zug?«

Ich lachte. »Ja. Um zur Arbeit zu gelangen. Ich dachte die ganze Zeit über die Frage nach. Vor allem, während ich auf dem Weg zur Arbeit war. Dann traf ich eines Tages einen Mann im Zug. Es war eine rein zufällige Begegnung während irgendeiner Fahrt zur Arbeit.«

»Und?«

»Der Mann wirkte glücklich. Wirklich und ehrlich glücklich. Also sprach ich ihn an: ›Ich weiß, dass es verrückt klingen mag, aber Sie machen einen glücklichen Eindruck. Was ist Ihr Geheimnis?‹«

Jessica lachte. »Das haben Sie tatsächlich gefragt?«

Ich nickte.

»Was hat er gesagt?«

»Zunächst stellte er mir Fragen über mein Leben. Ich erzählte ihm, was ich durchmachte, von meinem Cafébesuch und dass ich mehr wollte als etwas, das nur o. k. war.«

»Fand er die Cafégeschichte seltsam?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube, er bewegte sich in einer Welt, in der die richtigen Dinge zur richtigen Zeit geschehen. In der einem die richtigen Menschen über den Weg laufen, wenn man sie ganz besonders braucht. Daher war meine Caféerfahrung plausibel für ihn.«

»Was geschah dann?«

»Er erzählte mir unter anderem zwei Dinge, die wie eine Initialzündung auf mich wirkten. Zum einen, dass er seinen Lebensunterhalt damit verdiene, die Welt zu bereisen und verschiedene Kurse zu geben. Das weckte sofort mein Interesse. Ich wollte schon immer um die Welt reisen, kannte aber niemanden, der das bereits gemacht hatte.

Dann erzählte er mir, dass er selbst eine ähnliche Zeit in seinem Leben durchgemacht und versucht habe, sich über einige Dinge klar zu werden.«

»Was hat er getan, um das für sich herauszufinden?«

»Offenbar half ein guter Freund ihm entscheidend dabei. Ich glaube, der Name seines Freundes war Thomas. Er inspirierte den Mann dazu, über die fünf Dinge nachzudenken, die er in seinem Leben am liebsten tun, sehen oder erleben wollte, bevor er starb. Darauf sollte er dann seine Zeit und Energie als Erstes ausrichten. Der Rest würde sich ergeben. Er bezeichnete diese fünf Dinge als Big Five for Life.

Der Mann erklärte mir, dass man sich angesichts der Vorstellung, den Sinn des eigenen Lebens herausfinden zu wollen, überfordert fühlen kann. Daher sollte man kleiner anfangen, nämlich mit diesen fünf Dingen. Wenn man diese verwirklicht, lernt man sich *selbst* kennen. Und sobald man sich *selbst* besser kennt, ist es leichter, sich über den Sinn des eigenen Lebens klar zu werden.«

»Haben Sie noch Kontakt zu dem Mann?«

Ich lächelte. »Nein. Es war sehr eigenartig. Ich habe ihn nur dieses eine Mal im Zug getroffen. Er erklärte mir dieses Prinzip der Big Five an einem Tag, an dem ich es wirklich nötig hatte. Ich habe ihn nie wiedergesehen. In meiner Erinnerung habe ich ihn einfach als Joe abgespeichert. Joe aus dem Zug.«

»Haben Sie seinen Rat beherzigt?«

»Ja, ich habe ihn mir zu Herzen genommen. Ich beschloss, dass eins meiner fünf Dinge das Reisen sein sollte. Also sparte ich zwei Jahre lang und begann dann, die Welt zu bereisen. Das mochte ich sehr. Es gefiel mir sogar so gut, dass ich abwechselnd ein Jahr reiste und ein Jahr arbeitete. Darauf folgten ein weiteres Reisejahr und wieder ein Arbeitsjahr. Seitdem handhabe ich es regelmäßig so.«

»Befürchten Sie nicht, nach Ihrer Rückkehr keinen Job mehr zu finden?«

»Anfangs habe ich mir darüber Sorgen gemacht. Aber jetzt tue ich das nicht mehr. Die meisten Leute mögen ihren Job nicht, deshalb leisten sie letztendlich ziemlich schlechte Arbeit. Wenn man zu den

Leuten gehört, die ihr Bestes geben, hebt man sich von den anderen ab, und viele Menschen möchten einen haben.«

»Selbst für ein Jahr?«

»Nun ja, am Anfang habe ich nicht gesagt, dass ich nur ein Jahr bleiben würde. Aber jetzt werde ich immer wieder von denselben Unternehmen engagiert, für die ich in der Vergangenheit gearbeitet habe. Sie wissen, dass ich meine Arbeit gut mache, und können meine Rückkehr gar nicht erwarten.« Ich zuckte mit den Achseln. »In jedem Unternehmen gibt es ein oder zwei besondere Projekte, die die Verantwortlichen sehr gerne erledigt hätten. Aber es steht niemand zur Verfügung, der das übernehmen könnte. Und es soll niemand nur für ein Projekt eingestellt werden. Den Unternehmen gefällt es, dass ich zu ihnen komme, mich um die Projekte kümmere und nicht auf eine feste Stelle aus bin.«

»Wollen Sie für immer so weitermachen? Ein Jahr reisen und ein Jahr arbeiten?«

»Ich weiß es nicht. Bisher passt es für mich. Das erste Mal war es am schwierigsten. Was sollte ich mit all meinen Sachen machen? Wie sollte ich meine Rechnungen bezahlen, während ich fort war ... Sobald man diese Dinge geklärt hat, ist es wirklich einfach. Falls ich

irgendwann genug habe, werde ich wohl damit aufhören. Aber im Moment ist es ...«

»Viel besser als o. k.?«, fragte Jessica.

Ich lachte. »Ja, definitiv viel besser als o. k.«

Jessica blickte zum Meer.

»Was denken Sie?«, fragte ich.

»Bei Ihnen klingt es so einfach.«

»Es ist einfach.«

»Für Sie.«

»Für jeden.«

»Aber was ist, wenn man eine Familie hat. Man kann nicht einfach aufstehen und so mir nichts, dir nichts verschwinden.«

»Haben Sie eine Familie?«

»Nein.«

»Warum machen Sie sich dann darüber Gedanken?«

»Ich meine ja nur. Nicht jeder kann einfach so losziehen.«

»Aber warum machen *Sie* sich Gedanken darüber?«

Sie schwieg kurz. Dann sagte sie: »Ich weiß es nicht.«

Ich lächelte. »Die Tage sind zu kurz, um Klarheit über sein eigenes Leben zu gewinnen, indem man analysiert, was für alle anderen funktionieren könnte oder nicht. Bleiben Sie mit Ihren Analysen bei Jessica und Jessicas Situation.

Und um es ganz deutlich zu sagen: Ich habe alle möglichen Menschen und Familien getroffen, die genau solche Dinge tun wie ich selbst. Die meisten Leute sind solchen Menschen lediglich noch nicht begegnet, haben ihre Geschichten noch nicht gehört, da die meisten eben in der Arbeit sitzen. Die anderen Menschen sind auf Reisen. Nur wenn man loszieht und ebenfalls reist, erkennt man, was möglich ist.

Zufällig habe ich das übrigens bei der Mehrzahl der Dinge festgestellt. Fast alles wirkt neu und seltsam, bis man es selbst tut. Und der einzige Weg, um damit zu beginnen, besteht darin ...«

»Damit anzufangen«, unterbrach mich Jessica.

»Genau. Dann wirkt es nämlich überhaupt nicht mehr neu oder eigenartig. Außerdem trifft man auf diese Weise andere Menschen, die viel darüber wissen. Wenn man tanzen lernen will, sollte man sich nicht im Fußballstadion herumtreiben. Wenn man Fußball spielen lernen möchte, sollte man nicht im Tanzstudio rumhängen.«

Jessica lachte. »Verraten Sie mir noch eine Ihrer Erkenntnisse.«

Ich überlegte kurz. »Sie haben über den Spielplatz gesprochen, nicht wahr?«

»Äh, ja.«

»Leben Sie *Ihren* Spielplatz!«

»Was heißt das?«

»Besteht *Ihr* Spielplatz aus einem Mann, zwei Kindern und einem Haus mit einem großen Garten? Oder stammt diese Vorstellung aus einem Werbefilm für eine Bank? Entspricht es *Ihrem* Spielplatz, mit drei Freunden in einem Cabriolet zum Strand zu fahren und dabei die Songs aus dem Radio mitzusingen? Oder sehen Sie dieses Leben durch die Brille einer Autowerbung?«

Ich lächelte. »Ihr Spielplatz ist einzigartig. Bewerten Sie ihn nicht danach, wie voll der Träume eines anderen er ist. Sondern: Wie gut ist er mit *Ihren* Träumen gefüllt?«

»Gefällt es dir, Jessica?«, fragte Emma.

Sie befand sich mit Jessica und Casey in einer Grotte nicht weit vom Café entfernt.

»Es ist wunderschön«, antwortete Jessica.

Sie waren über einen kleinen Pfad hierhergekommen, der durch riesige tropische Gewächse hindurchführte. Nun saßen sie alle auf Schaukeln am Rande einer kleinen, wunderschönen Lagune. Der betörende Duft Hawaiis lag in der Luft. Blumen, Blumen und noch mehr Blumen.

In diesem Teil der Insel war das schwarze Vulkangestein, das so große Teile der hawaiianischen Küste formte, von der Meeresbrandung weggespült worden. Das Resultat war ein weiteres tropisches Paradies inmitten ohnehin schon paradiesischer Tropen.

Die Lagune war mit so klarem Meerwasser gefüllt, dass sie die tropischen Fische tief im Wasser schwimmen sehen konnten. Umgeben war sie von sattgrünen Pflanzen, deren Blätter größer als ein Mensch waren. Dieses Bild wurde durch das schwarze Vulkangestein vervollständigt, das den Rand der Lagune formte.

»Dies ist einer meiner Lieblingsschaukelplätze«, sagte Emma. Sie lag bäuchlings auf ihrer Schaukel und drehte sich so lange in eine Richtung, bis die Seile fest verdreht waren.

»Schaut mal!«, rief sie.

Sie hob die Füße vom Boden, und die Seile begannen sich auszudrehen, sodass Emma rasch herumwirbelte.

»Du kannst es auch versuchen, wenn du magst«, forderte sie Jessica auf. »Es macht großen Spaß. Und es ist gar nicht mehr unheimlich, wenn man es ein paar Mal gemacht hat.«

Jessica lächelte. »Es sieht tatsächlich so aus, als würde es Spaß machen.«

»Probier es doch einmal«, sagte Emma erneut.

»Tja, ich bin mir nicht sicher, ob es für mich genauso einfach ist ...«

»Das passt schon. Du kannst es einfach mal ausprobieren«, sagte Emma beharrlich.

»O. k.«, erwiderte Jessica zögernd und legte sich so auf die Schaukel, wie Emma es getan hatte.

»Du drehst dich so lange, bis die Seile superfest eingedreht sind, und dann hebst du die Füße«, erklärte Emma.

Jessica befolgte ihre Anweisungen. Als sie ihre Füße anhob, wirbelte sie herum so wie Emma zuvor.

»Du hast es geschafft!«, jubelte Emma. »Ich habe dir doch gesagt, dass du es kannst.«

Jessica stand lächelnd auf und setzte sich wieder auf ihre Schaukel.

»Du bist eine gute Lehrerin, Emma.«

»Na ja, Casey hat gesagt, dass du als Kind gerne geschaukelt hast und es irgendwie vergessen hast. Also dachte ich, ich helfe dir, dich daran zu erinnern.«

Jessica lächelte erneut. »Ich danke dir.«

»Hey, da kommt Sophia«, rief Emma und deutete mit dem Finger in eine Richtung.

Ein kleines Mädchen, etwa so alt wie Emma, durchquerte im Stehpaddeln die Lagune.



»Sophia! Sophia!«, rief Emma und winkte ihr zu.

Das Mädchen auf dem Paddelbrett hörte sie rufen und winkte zurück.

»Ich spiele mit Sophia im Gezeitentümpel«, rief Emma und rannte auf das Wasser zu. »Ich bin entweder dort oder hier«, rief sie über ihre Schulter zurück.

»In Ordnung«, antwortete Casey.

»Wird das gut gehen?«, fragte Jessica.

»Die beiden kommen bestens zurecht. Sie kennen jeden Zentimeter dieser Lagune. Manchmal denke ich, sie sind zur Hälfte Fische oder Meeresschildkröten.«

»Was hat Emma genau mit ›dort oder hier‹ gemeint?«

»Sie und Mike haben eine Abmachung. Er erlaubt ihr, mit Freunden auf Erkundungstouren zu gehen. Sie muss nur Bescheid sagen, welche Gegend sie erkunden will.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Nein, im Gegenteil. Schon als Emma noch sehr klein war, hat er das so gehandhabt – wo auch immer sie damals etwas erforschen wollte. Er achtete nur darauf, dass er sie sehen und schnell bei ihr sein konnte. Er brachte ihr bei, sich auf ihre Wahrnehmung und ihre Intuition zu verlassen. Es war eine gute Schule für sie. Mittlerweile hat sie ein fein abgestimmtes inneres Leitsystem. Es sorgt bei ihren Erkundungstouren für ihre Sicherheit.«

»Es kommt mir trotzdem etwas gefährlich vor.«

»Wenn Sie bereits im Vorhinein wüssten, was passieren wird, würde Ihnen die Welt dann gefährlich erscheinen?«

Jessica überlegte. »Wollen Sie mir damit sagen, dass sie diese Fähigkeit hat?«

»Jeder hat sie. Emma hat bereits sehr früh gelernt, diese Fähigkeit zu nutzen. Daher ist ihr das in Fleisch und Blut übergegangen. Die meisten Menschen hören ziemlich früh im Leben damit auf. Wenn diese Fähigkeit dann wieder zum Vorschein kommt, zweifeln sie an ihr, da sie nicht mehr selbstverständlich für sie ist.«

»Ich verstehe.«

Casey spürte Jessicas Skepsis.

»Sie haben diese Fähigkeit heute genutzt.«

Jessica sah sie ungläubig an.

»Sie sind heute Morgen ins Café gekommen, obwohl es keinen vernünftigen Grund dafür gab. Aber etwas hat Sie angesprochen.

Auf irgendeine unerfindliche Weise hat Ihr inneres Leitsystem Ihnen einen Hinweis gegeben, dass es das Richtige war.«

»Woher wissen Sie das?«

Casey blickte lächelnd auf die Lagune hinaus. »Auf diese Weise findet jeder das Café.«

»Offenbar haben die beiden viel Spaß«, sagte Jessica und deutete auf Emma und Sophia.

»Das ist immer so«, antwortete Casey. »Sie haben sehr ähnliche Spielplätze und lieben es, gemeinsam dort zu spielen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ihnen gefallen die gleichen Dinge. Beide sind absolute Wasserratten. Sie lieben Tiere. Sie leben für Dinge wie das Schnorcheln, Stehpaddeln, Surfen ...«

»Und offensichtlich dafür, Rockpools, Gezeitentümpel, zu erkunden«, fügte Jessica hinzu.

»Auch das«, antwortete Casey schmunzelnd.

Sie schwiegen eine Weile.

»Ich hatte einmal eine solche Freundin«, sagte Jessica schließlich.

»Als Sie ein kleines Kind waren?«

»Nein, als ich zwölf war. Sie hieß Ashley Jessins. Ihre Familie zog in dieselbe Straße, in der ich wohnte. Wir haben alles zusammen gemacht.«

»Haben Sie noch Kontakt zu ihr?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Nein. Als ich beschloss fortzugehen, rannte ich so weit und so schnell ich konnte.«

»Rennen Sie immer noch?«

Jessica hörte auf zu schaukeln. »Wie meinen Sie das?«

»Rennen Sie immer noch?«

Jessica dachte einen Moment lang nach. »Ich weiß es nicht. Ich bin mit Sicherheit nicht mehr das Kind von damals. Ich habe Karriere gemacht und mir ein Leben aufgebaut ...«

»Das heißt nicht, dass Sie nicht mehr rennen«, sagte Casey. »Wenn es schlecht läuft, verabschieden wir uns. Wir rennen. Das erfordert Schneid. Sich aus einer Situation zu befreien, die den eigenen Wünschen nicht entspricht, vor allem, wenn man jeden Tag verletzt wird ... das ist mutig.«

Jessica nickte.

»Manchmal gewöhnen wir uns allerdings daran wegzulaufen. Und anstatt damit zu beginnen, *auf etwas zuzurennen*, vergessen wir damit aufzuhören, vor etwas davonzurennen.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Sie sind weit vom Festland entfernt. Das Leben, vor dem Sie geflüchtet sind, liegt seit langer Zeit hinter Ihnen. Aber es ist immer noch ein großer Teil von Ihnen, nicht wahr? Was Sie tun, die Dinge, über die Sie nachdenken ... offenbar versuchen Sie immer noch, davor zu flüchten.«

Eine Träne rann Jessica über das Gesicht. »Sie verstehen das nicht«, sagte sie. »Es war schlimm.« Sie wischte sich die Träne weg, aber weitere Tränen kamen hinterhergeflossen. »Es war sehr schlimm.«

Casey nickte verständnisvoll. »Jetzt ist es das aber nicht mehr.« Sie legte ihre Hand auf Jessicas. »Vielleicht ist es an der Zeit, nicht länger so viel Zeit, Energie und Emotionen darauf zu verwenden, vor einem Leben davonzurennen, das Sie nicht geschaffen haben. Und all das stattdessen für ein Leben einzusetzen, das *Sie selbst* gestalten.«

Casey ließ Jessicas Hand los. »Arbeiten Sie?«

Jessica nickte.

»Sie haben ein sehr schickes Auto und teure Kleidung und das neueste Handymodell ... Ich frage Sie nicht danach, weil ich das bewerten will, sondern rein aus Interesse. Warum besitzen Sie das alles?«

Jessica rutschte auf ihrer Schaukel hin und her. Sie zögerte, etwas zu sagen.

»Ich sage nicht, dass daran etwas verkehrt wäre«, fügte Casey hinzu. »All diese Dinge sind sehr schön. Ich frage Sie nur, warum Sie sie besitzen?«

»Ich will beweisen, dass ich dazugehöre«, antwortete Jessica nach langem Schweigen. »Ich will meine Zugehörigkeit beweisen.«

»Wozu?«

Jessica schüttelte den Kopf und musste unwillkürlich lachen. »Ich weiß es nicht. Vermutlich will ich nicht, dass die Menschen mich so

sehen, wie ich war, mich danach beurteilen, woher ich komme.«

Casey nickte. »Wer sind Sie wirklich?«

»Wie meinen Sie das?«

»Manche Leute lieben Autos. Sie lieben das Gefühl, in einem neuen Auto zu sitzen. Sie lieben die Technik und das Geräusch des Motors, wenn sie aufs Gaspedal drücken. Sie genießen die Stimmigkeit des Designs und die Schönheit des Autos. Sind Sie so jemand?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Manche Menschen lieben Kleidung. Sie begeistern sich für die neueste Mode und bewundern die Kreativität der Modeschöpfer. Sie erkennen die kleinen Details, die ein Kleidungsstück einzigartig und besonders machen. Sie genießen das Gefühl, das ein bestimmtes Teil ihnen vermittelt. Sind Sie so jemand?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Nein.«

Casey lächelte. »Manchmal versuchen wir, der Welt zu beweisen, dass wir dazugehören, ohne es selbst zu bemerken. Anfangs wollen wir, dass andere Leute uns mögen, uns wahrnehmen oder uns wertschätzen. An irgendeinem Punkt wird uns dann die Wahrheit bewusst. Wir versuchen, einem Club anzugehören, in dem wir eigentlich gar nicht sein wollen.

In Wirklichkeit und mehr als alles andere wollen wir in unseren eigenen Club aufgenommen werden. Ja, wir wünschen uns Bestätigung. Aber im tiefsten Inneren unseres Herzens warten wir nicht darauf, dass ein anderer uns sagt, wie besonders wir sind. Wir möchten, dass wir selbst erkennen, wie besonders wir sind. Und wenn das der Fall ist, schwindet unser Bedürfnis nach Anerkennung durch alle anderen. Wir wissen, dass wir besonders sind – wir wissen das ganz von alleine.«

Jessica nickte.

»Warum sind Sie hierhergekommen?«, fragte Casey. »Nach Hawaii?«

»Ich wollte surfen lernen.«

»Wirklich?«

Jessica nickte. »Ich habe einmal einen Film über einen Surfer gesehen. Er hat erzählt, wie frei man sich fühlt, wenn man auf den Wellen reitet. Dass die ganze restliche Welt beim Surfen verschwindet und man nur die Wellen spürt, das Surfbrett und das Gefühl, im Einklang zu sein ...« Sie zuckte mit den Achseln. »Das Ganze war wahrscheinlich eine ziemliche Schnapsidee von mir.«

»Surfen Sie?«

Jessica schüttelte den Kopf. »Nein. Als ich hierherkam, war alles so teuer. Ich hatte nicht viel Geld, also nahm ich sofort einen Job an, um meine Miete und mein Essen bezahlen zu können. Aber ich kam mit meinen Einkünften nicht aus, daher nahm ich einen weiteren Job am Abend an. Und dann ... ach, ich weiß auch nicht ... das Ganze kam mir irgendwann dumm vor.«

»Das Surfen?«

»Nun ja, die Vorstellung, es könnte Freiheit bedeuten, das Gefühl, im Einklang zu sein, und so weiter ...«

»Sind Sie immer noch arm?«

Jessica schüttelte erneut den Kopf. »Nein, das heißt, ich bin nicht reich, aber ich bin keineswegs mehr arm.«

Casey lächelte sie an. »Mir ist immer noch nicht klar, wer Sie sind.«

Jessica erwiderte ihr Lächeln. »Wie meinen Sie das?«

»Nun, Sie sind nicht die Kleidung, die Sie tragen. Sie sind nicht das Auto, das Sie fahren. Sie sind nicht das Mädchen, das aus einer schwierigen familiären Situation geflüchtet ist. Sie sind nicht mehr die junge arme Frau, die Sie bei Ihrer Ankunft hier waren ... Wer sind Sie also?«

Das Lächeln verschwand aus Jessicas Gesicht. »Ich weiß es nicht.«

Casey nickte. »Deshalb rennen Sie immer noch davon, anstatt auf etwas zuzulaufen.«

»Du hast eine beeindruckende Tochter, Mike.«

Mike und ich räumten gerade die Küche auf.

»Danke. Sie ist ein tolles Kind«, sagte er.

»Es gefällt dir also, Vater zu sein?«

Mike stellte die Teller ab, die er gerade in der Hand hielt. »Es ist das Allerbeste – *für mich*.«

»Du hast die Worte *für mich* sehr stark betont«, sagte ich.

»Kinder zu haben ist nicht jedermanns Sache. Wenn es dein Ding ist, hast du eine Menge Spaß und trägst große Verantwortung. Ist es nicht dein Ding, hast du eine Menge Arbeit und trägst große Verantwortung.«

»Ich habe das noch nie jemanden sagen hören.«

Er schmunzelte. »Es liegt daran, dass man seine Kinder nicht zurückgeben kann, sobald man sie einmal hat.«

»Es ist also nicht jedermanns Sache?«

»Nein, definitiv nicht. Das soll aber nicht heißen, dass jemand ein besserer oder schlechterer Mensch wäre, nur weil er Kinder hat oder eben keine. Es bedeutet nur, dass es nicht jedem entspricht.«

»Warum entspricht es dir?«

»Zu der Zeit, als Emma auf die Welt kam, hatte ich mich bereits um die allerschwierigste Person gekümmert.«

Ich lachte. »Und wer soll das sein?«

»Ich.«

»Du?«

»Wenn man Kinder hat, geht es zu einem großen Teil darum zu geben. Nicht sehr viele Leute sind, was das betrifft, ehrlich. In der Werbung sieht man das entzückende Baby, das auf dem Arm eines Elternteils gehätschelt wird. Oder den perfekten kleinen Familienmoment, in dem alle ausgeruht sind, strahlen und das Kind etwas unglaublich Niedliches tut. Die Werbung zeigt, wie das Kind den Eltern Liebe schenkt.«

»Aber so ist es nicht, oder?«

»So ist es – manchmal. Aber häufig geht es darum, Windeln zu wechseln, das Kind anzuziehen, das Essen zuzubereiten, es zu trösten, wenn es weint, ihm beim Einschlafen zu helfen, ihm Dinge beizubringen, die man selbst schon weiß ... Als Mutter oder Vater geht es vor allem ums Geben – besonders wenn die Kinder klein sind.«

Er schwieg kurz. »Viele Menschen haben ein Kind, weil sie etwas bekommen wollen. Sie sind nach einer Weile desillusioniert.«

»Du bist das nicht?«

»Nun, ich hatte mich, wie gesagt, bereits um *mich selbst* gekümmert, als ich Emma bekam. Ich hatte die Dinge gesehen, die ich sehen wollte. Hatte die Abenteuer erlebt, die ich mir gewünscht hatte ... Ich war bereit zu geben.«

»Kriegt man denn etwas zurück?«

»Eine Menge. Jeden Tag. Aber es geschieht auf eine unspektakuläre Weise. Bevor Emma geboren wurde, hatte ich noch keine einzige Windel gewechselt. Ich hatte keine Ahnung, wie das geht, und erwartete das Schlimmste. Dann kam sie zur Welt. Da ist nun diese winzige Person, die deine Hilfe braucht. Sie kann es nicht selbst tun. Also hilfst du ihr, und das gibt dir ein gutes Gefühl. Du bekommst etwas zurück.«

Ich schmunzelte. »Ich hätte nie gedacht, dass es dabei noch um etwas anderes geht als ums Windelwechseln. Aber um ehrlich zu sein, ich habe das noch nie gemacht.«

Mike nickte. »Wenn man sich bereits um seine eigenen Bedürfnisse gekümmert hat, erkennt man, was für ein Geschenk ein Kind ist. Es ist ein winziger Mensch, der uns die Möglichkeit gibt, ihm zu helfen. Eine Windel zu wechseln ist keine lästige Pflicht – es ist eine Chance, jemandem ein Geschenk zu machen.«

Mike lachte. »Das man etwa zehn Mal pro Tag macht, wenn sie noch sehr klein sind.«

»Also bekommt man etwas zurück, weil man etwas gibt.«

»Genau. Die Freude entsteht durch das Helfen. Manche Menschen sind nicht bereit dazu. Sie möchten zunächst etwas bekommen, um dann vielleicht etwas zu geben. Das ist ihre Haltung. So funktioniert es aber nicht, wenn man Kinder hat.«

»Trotzdem hast du gesagt, es sei das Allerbeste.«

Mike nickte. »Für mich.«

Er hängte das Geschirrtuch auf, mit dem er die Teller abgetrocknet hatte. »Man hat jeden Tag nur eine bestimmte Menge Zeit zur Verfügung, John. Die meisten Menschen rennen hektisch herum, weil sie so wahnsinnig viel zu tun haben, auch wenn sie noch gar keine Kinder haben. Irgendetwas muss man zurückstellen, wenn das Kind kommt. Denn was ein Kind vor allem anderen braucht, ist Zeit, Liebe und Aufmerksamkeit.«

Mike hielt kurz inne. Dann fuhr er fort.

»Erinnerst du dich von deinem letzten Besuch her an das Prinzip des ZDE?«

»Natürlich. Das ist der Zweck der Existenz. Ich habe mich vorhin mit Jessica darüber unterhalten.«

»Wunderbar. Wenn nun jemand seinen ZDE herausgefunden hat und sich in seinem Leben unaufhörlich um seine Karriere kümmert, um diesen Zweck zu erfüllen ...«, er hielt inne. »Wie will so jemand noch Zeit, Liebe und Aufmerksamkeit für ein Kind aufbringen?«

»Dann gehört es vielleicht nicht zum Zweck der Existenz dieses Menschen, Kinder zu haben«, schlussfolgerte ich.

»Genau. Zumindest noch nicht sofort. Die Menschen sollten sich deshalb nicht schlecht fühlen oder sich von Freunden, ihrer Familie oder der Gesellschaft unter Druck setzen lassen. Sie werden ihrem ZDE auf eine andere Weise gerecht.

Ich bin hier im Café vielen Gästen begegnet, die ein Kind haben wollten, weil sie sich ein ›ausgefülltes‹ Leben wünschten. Das ist ein Mythos. Ein Kind zu haben, füllt den Kinderteil aus, aber es bedeutet auch, dass ein anderer Teil weniger ausgefüllt ist. Möglicherweise inspiriert man nicht mehr so viele Menschen, erfindet nicht mehr so viele Dinge und kümmert sich nicht mehr so intensiv um das Wachstum des eigenen Unternehmens ...

Der Punkt ist, dass jeder Mensch verschieden und einzigartig ist, dass jeder besonders ist, John. Kinder zu haben und alles, was damit zusammenhängt, kann bei jemandem zum Zweck der Existenz dazugehören oder auch nicht. Und das ist in Ordnung so.«

»Das scheint dort draußen aber nicht so in Ordnung zu sein«, entgegnete ich, »in der Außenwelt.«

»Ich weiß. Besonders für Frauen. Aber wenn ein Kind der Schlüssel zu unglaublicher Erfüllung, Zufriedenheit und Glück wäre, würde man viel mehr erfüllte, zufriedene und glückliche Erwachsene sehen.«

»Trotzdem hast du gesagt, es sei das Beste überhaupt.«

»Weil es ein Teil meines ZDE ist. Ich war an einem Punkt, an dem ich bereit war, für Emma da zu sein. Ich erwartete nicht, dass sie *meinen* emotionalen Tank auffüllte.«

Mike und ich räumten immer noch die Küche auf und unterhielten uns dabei.

Er lachte. »Nun haben wir das Thema Elternschaft aber weitläufig abgehandelt, John. Gibt es bei dir etwas Neues, das du mir erzählen magst?«

»Tja, ich ... ich ...«, antwortete ich. »Ich weiß nicht so recht. Die letzten Jahre waren unglaublich. *Wirklich* unglaublich. Ich bin so froh, dass ich diesen Ort damals entdeckt habe. Das hat mein Leben verändert, und ich möchte mich bei dir dafür bedanken.«

Mike nickte.

»Und nun bin ich wieder hier und habe eigentlich keine Ahnung, warum.«

»Was denkst du denn?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich nehme an, ich kann noch etwas lernen. Wahrscheinlich gibt es einen Bereich, in dem ich mich persönlich weiterentwickeln kann ...«

Mike schmunzelte. »Möglich. Vielleicht bist du dieses Mal aber auch hier, um jemanden etwas zu lehren.«

»Etwa Jessica?«

»Möglicherweise. Oder Casey oder Emma oder mich.«

Ich lachte. »Ich glaube nicht, dass ich euch viel beibringen kann, was ihr nicht schon wisst.«

»Sei dir da nicht so sicher. Du hast ein erstaunliches Leben geführt, seitdem du das letzte Mal hier warst. Ich bin überzeugt, dass du in dieser Zeit viel gelernt hast.«

Ich nickte. »So ist es. Ich fühle mich auch viel wohler in meinem Leben und mit meiner Rolle insgesamt, aber ...«

»Aber, wer bin ich, um ...«, ergänzte Mike meinen Satz.

Ich zuckte mit den Achseln. »Ja, so ungefähr.«

»In der ersten Phase geht es darum, mit sich selbst ins Lot zu kommen, an *sich selbst* zu glauben. Man wird sich über seinen Zweck der Existenz klar und beginnt dementsprechend zu leben. Das hast du getan. Du bist über diese Phase hinausgegangen.

An irgendeinem Punkt erkennt jeder auf diesem Pfad, dass inspirierende Momente mit anderen Menschen zum größten persönlichen Wachstum führen. Wenn jemand etwas sagt, das man nie mehr vergisst. Wenn einem jemand etwas vermittelt, das man sein ganzes Leben lang beherzigt.

Wenn das geschieht, beginnt man Folgendes zu begreifen: Je mehr man mit seinem ZDE in Einklang ist und je mehr man ihn jeden Tag in jedem Moment erfüllt, desto mehr Menschen fühlen sich zu einem hingezogen. Man strahlt eine Energie aus, die man nicht vortäuschen kann. Die eigene Authentizität und Klarheit ziehen andere Menschen aus dem eigenen Umfeld an.

An irgendeinem Punkt unterhältst du dich zufällig mit jemandem oder tauschst dich mit einem Freund aus, der sich ratsuchend an dich wendet, John. Du gibst dein Wissen an jemand anderen weiter. Und dann siehst du, wie es dessen Leben verändert. Genauso wie es dein eigenes Leben verändert hat, als jemand anderer dich an seinem Wissen teilhaben ließ.

Und in diesem Moment gelangst du zu einer großen Erkenntnis. Die Frage ist nicht, wer bin ich, dass ich lehren, andere an meinem Wissen teilhaben lassen, etwas verändern, ein Unternehmen gründen, die Welt bereisen, mich verlieben, einen Song schreiben könnte ... – du kannst hier jeden beliebigen Traum einfügen. Die Frage lautet: Wer bist du, es nicht zu tun?«

Casey lächelte Jessica zu. »Haben Sie schon einmal ein GPS-Navigationssystem fürs Auto benutzt? So eins, das automatisch weiß, wo Sie sich befinden? Bei dem Sie eintippen, wohin Sie fahren möchten, woraufhin eine sehr freundliche Stimme Sie dorthin leitet?«

Jessica musste unwillkürlich lachen. »Ja, schon.«

»Ich habe festgestellt, dass das Universum genauso funktioniert.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wir treffen Entscheidungen in unserem Leben. Wir probieren Dinge aus. Wir biegen links ab, wir biegen rechts ab.« Casey lachte. »Wir bewegen uns im Kreis.«

Jessica schmunzelte.

»Und manchmal haben wir das Gefühl, so weit vom Weg abgekommen zu sein, dass niemand und nichts uns je wieder

zurückbringen kann.« Casey sah Jessica an. »Verstehen Sie, was ich meine?«

Jessica nickte.

»Denken Sie nun aber einmal an das Navigationsgerät. Egal wie oft Sie im Kreis fahren, das Gleiche tun, dieselben Fehler machen ... Egal wie oft Sie links abbiegen, obwohl die freundliche Stimme Ihnen sagt, dass Sie rechts abbiegen sollen ... Ohne jegliche Kritik schaltet sich die Stimme wieder ein und sagt: ›Die Route wird neu berechnet.« Und dann bietet sie Ihnen alles, was Sie benötigen, um an Ihr Ziel zu gelangen.«

Jessica lachte. »Ja, das tut sie, nicht wahr?«

»Absolut«, antwortete Casey. »Und das Universum funktioniert auf dieselbe Weise.« Sie hörte auf zu schaukeln und sah Jessica an. »Sie sind aus einem wichtigen Grund hier. Ihr Leben ist weder ein Fehler noch ein Versehen und auch kein Zufall. Sie haben eine Bestimmung, sonst wären Sie nicht hier. Selbst wenn Sie manchmal meinen, dass Sie hoffnungslos die Orientierung verloren haben und den richtigen Weg nie mehr finden werden, ist stets Hilfe vorhanden.«

Etwas in Caseys Geschichte hatte bei Jessica einen Nerv getroffen.

»Es gab Zeiten, in denen ich das Gefühl hatte, völlig vom Kurs abgekommen zu sein«, sagte sie leise. »Selbst jetzt fühle ich mich an vielen Tagen so ... verloren.«

Casey lächelte. »Dann ist es an der Zeit, das Navi des Universums einzuschalten.« Sie sah Jessica an. »Mögen Sie das Wort *Gott*?«

Jessica blickte skeptisch drein. »Ob ich das Wort *Gott* mag?«

»Ja, genau.«

»Ich weiß es nicht. Warum fragen Sie?«

»Manchen Menschen gefällt der Begriff. Er entspricht ihnen mehr als das Wort *Universum*.«

»Ist das wichtig?«

»Das hängt von Ihnen ab. Ich werde in unserem Gespräch das Wort *Universum* verwenden. Es ist ein allgemeiner Begriff. Wenn Sie die Möglichkeit hatten, darüber nachzudenken, können Sie sich das Wort aussuchen, das Ihnen am besten gefällt. Es gibt eine große Auswahl. Je nachdem, aus welcher Gegend sie kommen, welche Herkunft sie haben und welche Sprache sie sprechen, verwenden die Menschen unterschiedliche Begriffe. Die Worte haben im Laufe der Zeit zudem ihre Bedeutung verändert, daher gibt es eine ganze Reihe von Begriffen, von denen Sie sich einen aussuchen können.«

»Gibt es einen, der besser ist als die anderen?«

Casey entgegnete: »Für manche Menschen schon.«

»Und welchen Begriff bevorzugen Sie?«

»Im Kern geht es bei unserem Gespräch um eine Präsenz, die so mächtig ist, dass sie ein Teil jeder Lebensform ist. Nicht nur hier auf unserem Planeten, sondern überall, bis in die Tiefen des Weltalls hinein, so weit das All reicht. Und sie existiert nicht nur jetzt, sondern reicht so weit zurück, wie es ein Zurück gibt.« Casey lächelte. »Aus meiner Perspektive lässt sich etwas so Mächtiges kaum mit einem Namen erfassen. Ich glaube, wichtiger ist die Intention, die einer Anfrage zugrunde liegt.«

Jessica nickte. »Wie nutzt man dieses Navi des Universums?«

»Das kommt ebenfalls darauf an.«

»Worauf?«

»Wie orientierungslos man ist.« Casey blickte über die Lagune hinweg. »Erinnern Sie sich an die erste Frage von der Speisekarte?«

Jessica nickte. »Warum bist du hier?«

»Genau.« Mehr sagte Casey nicht dazu.

»Und weiter?«

»Was ist der erste Schritt, wenn man ein Navi verwendet?«

»Man schaltet es ein.«

Casey lachte. »O. k., Geburt. Was ist der nächste Schritt?«

Jessica dachte einen Augenblick nach. »Das Navi ermittelt, wo man sich befindet.«

»Dieses Navi weiß es immer. Nächster Schritt?«

»Man gibt ein, wohin man fahren will.«

Casey nickte. »Man beantwortet für sich selbst die Frage – *Warum bin ich hier?* Oder anders ausgedrückt, was ist meine Bestimmung, das, was wir im Café den ZDE, den Zweck der Existenz nennen. Damit sagen wir dem Universum ›dorthin möchte ich‹.«

Jessica dachte einen Moment nach. »Ich fühle mich überfordert. Woher weiß ich, was meine Bestimmung ist?«

»Benutzen Sie die Suchfunktion!«

»Die was?«

»Na, Sie wissen schon. Das Navi enthält Suchfunktionen. Wenn Sie nicht genau wissen, wohin Sie wollen, können Sie nach thematischen Inhalten suchen, zum Beispiel nach ›Italienischen Restaurants‹, ›Sehenswürdigkeiten‹, ›Nationalparks‹ ...«

Jessica lachte.

»Es ist tatsächlich so«, sagte Casey. »Das Leben funktioniert auf die gleiche Weise.«

»Ich habe es kapiert, aber ich verstehe es nicht.«

»O. k. Stellen Sie sich vor, Sie fahren Auto. Sie sind schon eine ganze Weile unterwegs. Was veranlasst Sie dazu mit dem Fahren aufzuhören?«

Jessica dachte einen Moment lang nach. »Wenn ich keine Lust mehr habe weiterzufahren?«

»Gut. Was geschieht dann?«

»Ich entscheide mich zu stoppen?«

»Richtig, aber was geschieht davor?«

Jessica sah verwirrt aus.

»Denken Sie einen Moment darüber nach«, forderte Casey sie auf. »Was passiert, unmittelbar bevor Sie sich entscheiden, die Fahrt zu beenden?«

»Ich denke an etwas. Ich denke an etwas, das ich lieber machen möchte als Auto zu fahren. Ein Gedanke oder eine Idee taucht in meinem Kopf auf und gibt mir ein Signal«, antwortete Jessica aufgeregt.

Casey nickte. »Genauso ist es hierbei auch. Tag für Tag bekommen wir in jeder Sekunde Signale oder Hinweise. Jemand wie John berichtet von einer Weltreise, so wie er eine unternommen hat. Entweder wir haben kein Interesse daran, so etwas zu machen, oder irgendetwas in unserem Inneren sagt zu uns: *›Hör auf Auto zu fahren und verreise! Du wolltest das schon immer machen! Warum tust du es nicht jetzt?‹*«

»Ist das nun ein Thema oder ein bestimmtes Ziel?«

»Das hängt von dem Einzelnen ab. Vielleicht handelt es sich nicht genau um den Zweck seiner Existenz, aber in gewisser Weise ist es sehr wichtig.«

Jessica nickte. »Als John und ich uns unterhalten haben, hat er mir erzählt, die Idee des ZDE habe ihn anfangs überfordert. Daher begann er mit den fünf Dingen, die er in seinem Leben am liebsten tun wollte. Es fiel ihm leichter, das zu überschauen. Und nachdem er das gemacht hatte, wurde ihm seine Bestimmung klar.«

Casey nickte. »Für manche Menschen ist das ein hervorragender Einstieg.«

»Und für die anderen?«

»Manche haben einen angeborenen Sinn für ihre Bestimmung. Sie kennen sie bereits, so lange sie sich erinnern können.« Casey hielt inne. »Ich möchte Ihnen noch etwas verraten. Das Navi des Universums und das Navi fürs Auto haben ein weiteres gemeinsames Merkmal.«

»Welches denn?«

»Sie beobachten uns. Und je nachdem, was sie sehen, verändern sie die Anweisungen, die sie uns geben.«

Ich ging zu einem Regal in der Ecke der Küche und griff nach meinem Rucksack.

»Gehst du schon wieder?«, fragte mich Mike und grinste schelmisch.

Ich grinste zurück. »*Wer bin ich, etwas nicht zu tun?* Ich möchte das hier festhalten, bevor ich es vergesse.«

Ich öffnete den Reißverschluss meines Rucksacks und holte mein Notizbuch heraus.

»Wofür ist das?«, wollte Mike wissen.

»Für Momente wie diesen«, antwortete ich und schrieb eine Notiz auf eine der leeren Seiten. »Als ich das letzte Mal von hier weggefahren bin, war mein Kopf voller Gedanken, Ideen und Erkenntnisse ... Ich wusste, wenn ich sie nicht aufschrieb, würde ich einige davon vergessen. Deshalb kaufte ich mir noch in dieser Nacht ein kleines Notizbuch in der Tankstelle, von der du mir erzählt hattest, und begann, meine Aha-Erkenntnisse festzuhalten.«

»Wie entscheidest du, was ein Aha-Erlebnis ist?«

»Ich weiß es einfach. In meinem Inneren wird sofort etwas ausgelöst, wenn ich eins habe. Manchmal sind es Kleinigkeiten wie eine interessante Information oder ein Zitat. Aber meistens handelt es sich um große Lebensweisheiten. Wie das, was du mir gerade erzählt hast. Wenn ich so etwas höre, weiß ich, dass mein Leben sich auf eine positive Weise verändern wird, wenn ich mich an die Weisheit erinnere und sie zur gegebenen Zeit nutze.«

»Du schreibst diese Erkenntnisse also auf?«

Ich nickte.

»Und was machst du damit?«

»Ich blättere mein Notizbuch durch, bevor ich abends schlafen gehe. Auch wenn ich einen anstrengenden Tag habe, nehme ich es

zur Hand, schlage wahllos eine Seite auf und beginne zu lesen. Es fokussiert mich. Außerdem bleibe ich auf diese Weise inspiriert.«

Mike lächelte. »Das gefällt mir. Darf ich es mir ansehen?«

»Na klar.« Ich reichte ihm das Buch. Er schlug es bei irgendeiner zufällig gewählten Seite auf und las laut daraus vor.

Das kann ich nie mehr verlieren. Keinen Moment davon. Nun, da ich es erlebt habe, gehört es mir für immer.

Mike schmunzelte. »Worauf bezieht sich das?«

»Während meines ersten Reisejahrs hatte ich eines Morgens eine eindrucksvolle Erkenntnis. Vieles, was wir zu besitzen meinen, ist eine große Illusion. Materielle Dinge gehen kaputt, sie verlieren ihren Wert, jemand stiehlt sie ...

Erlebnisse und Erfahrungen gehören uns dagegen für immer. Haben wir sie einmal gemacht, kann niemand sie uns mehr nehmen. Wir müssen keine Steuern bezahlen, um sie zu behalten, wie etwa bei einem Haus. Wir müssen sie nicht wie Gold oder Edelsteine an einem sicheren Ort verwahren. Sie gehören uns. Und wir können sie immer wieder aufs Neue hervorholen, sooft wir möchten, egal an welchem Ort der Welt wir uns auch befinden mögen.



Dieses ›Aha‹, das du gerade vorgelesen hast, hat mich nachhaltig geprägt. Es hat meine Einstellung zu meinem Geld, das ich mit meinem Einkommen machen wollte, stark verändert. Materielle Dinge waren mir nun weniger wichtig. Erfahrungen hatten Vorrang.«

Mike nickte. »Das gefällt mir sehr. Witzig, dass ich gerade dieses ›Aha‹ zufällig aufgeblättert habe. Erst neulich hat einer unserer Gäste mir etwas erzählt, das deine Erkenntnis zusätzlich untermauert.«

»Und das wäre?«

»Fast einer von fünf Männern erreicht das Rentenalter nicht.«

»Das ist nicht dein Ernst!«

»Doch. Fast 20 Prozent der Männer sterben, bevor sie 65 sind.«

»Das ist unglaublich. Aber nicht im positiven Sinne. Warum habe ich das noch nie gehört?« Ich streckte meine Hand aus. »Kann ich mein Buch wiederhaben? Das ist ein ›Aha‹, das ich festhalten möchte.«

Mike schmunzelte und reichte mir das Buch. »Was für ein Reinfeld für all die Männer, die für ihren Ruhestand sparen und sparen und sparen und dann nichts davon haben.«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte ich ihm zu. Dann schrieb ich das »Aha« rasch in mein Notizbuch und sah auf. »Hatte dein Gast noch weitere Weisheiten auf Lager?«

»Ja, durchaus. Er war zu einem Fernsehinterview eingeladen worden. Das Thema war, was man mit einer Steuerrückzahlung macht. Ob man das Geld sparen oder ausgeben sollte. Also stellte er ein paar Berechnungen darüber an, was die Entscheidung tatsächlich bedeutete.«

»Ging es denn nicht darum zu sparen oder das Geld auszugeben?«

»Gewissermaßen schon. Obwohl man Geld auf ganz unterschiedliche Weise ausgeben kann, wie du bei deinem ›Aha‹ festgestellt hast. Er wollte anhand eines Beispiels zeigen, was diese Entscheidung in Bezug auf Erlebnisse bedeutet.«

»Und?«

»Es war ziemlich verblüffend. In seinem Rechenbeispiel ging er von einer Steuerrückzahlung von 5000 Dollar aus. Die Frage war also, ob man die 5000 Dollar ausgeben oder für den Ruhestand zurücklegen sollte.

Er sammelte jede Menge historischer Daten zum Aktienmarkt. Dann berücksichtigte er Faktoren wie die Inflation und berechnete, wie viel die 5000 Dollar in der Zukunft tatsächlich wert sein würden. Der Mann ist jetzt 42 Jahre alt. Der Wert des Geldes könnte also 23 Jahre lang wachsen, bevor er sein Rentenalter erreicht hat.«

»Wie sah das Ergebnis aus?«

»Nun, wie du wahrscheinlich erwartet hast, würde der Wert des Geldes zunehmen, wenn er es spart. Er hätte mehr Geld zum Ausgeben, wenn er in Rente geht.« Mike machte eine Pause. »Aber

wenn er die Rechnung aus einer anderen Perspektive betrachtete, lohnte es sich nicht wirklich.«

»Warum nicht?«

»Nun, in dem Fernsehinterview erläuterte er, wie er sich entscheiden würde: Er könnte seine Frau und seine beiden Kinder im Teenageralter in diesem Jahr auf eine dreiwöchige Reise in die Rocky Mountains mitnehmen. Sie würden zum Wandern, Fischen, Wildwasser-Rafting, Bungee-Jumping und Mountainbiken gehen und eine Reihe anderer Dinge tun.

All dies würde ihnen als Familie eine großartige Zeit bescheren und ihnen viele wunderbare Erinnerungen liefern. Die ihnen – deinem ›Aha‹ entsprechend – für immer gehören würden.«

Mike machte eine Pause und trank einen Schluck Wasser. »Oder er könnte das Geld sparen, damit es einen Wertzuwachs erfährt. Nach 23 Jahren wäre es so viel wert, dass er zwei solche Reisen damit machen könnte.«

»Nur dass seine Kinder dann keine Teenager mehr sein werden«, sagte ich. »Und er würde 23 Jahre lang das Lachen und

Schmunzeln angesichts der Reiseerinnerungen verpassen. Davon abgesehen, dass es mit 42 etwas leichter ist, Wildwasser-Rafting, Bungee-Jumping und all die anderen Dinge zu betreiben, als mit 65.«

»Vor allem, wenn man einer von fünf Männern ist, die nicht 65 werden«, fügte Mike hinzu.

»Genau«, sagte ich. »Wow. Wenn man es auf diese Weise betrachtet, scheint es ein schrecklicher Tausch zu sein, sich gegen diese Erlebnisse zu entscheiden.« Ich sah Mike skeptisch an. »Bist du sicher, dass der Gast mit seinen Zahlen richtig lag?«

Mike nickte. »Ich weiß, dass er richtig gerechnet hat. Er ist alles im Detail mit mir durchgegangen.« Mike grinste wieder. »Er ist nicht nur ein Cafégast, sondern auch mein Finanzberater. Was Zahlen betrifft, ist er ein Genie.«

»Er hat diese Geschichte also bei einem Fernsehinterview erzählt?«

»Ja, wobei er den Leuten nicht davon abriet, etwas zu sparen. Er ist sehr dafür, dass man mindestens für ein halbes oder ganzes Jahr

Rücklagen hat. Er demotivierte die Menschen auch nicht, etwas für den Ruhestand zurückzulegen.

Ihm zufolge sollte man sich allerdings bewusst darüber sein, wofür man sich im Leben entscheidet. Die meisten Menschen arbeiten, um Geld zu verdienen. Sie sollten es so investieren, dass tatsächlich der Gewinn dabei herauskommt, den sie sich erhoffen. In dem Beispiel des Gastes hatte ein fantastischer dreiwöchiger Urlaub voller Familienerlebnisse, die letztlich großartige Familienerinnerungen liefern würden, einen besonderen Wert. Dieser Wert war ihm wichtiger als die theoretische Möglichkeit, 23 Jahre später zwei solche Urlaube machen zu können.«

Jessica sah Casey verwirrt an. »Das Universum und das Navi fürs Auto beobachten uns?«

»Genau.«

»Und wie machen sie das?«

»Die neuen Navigationsgeräte sind mit einer Technik ausgestattet, die Algorithmen nutzt, um unser Verhalten zu analysieren. Wenn wir zum Beispiel häufig italienische Restaurants als Ziel eingeben, beginnt das Navi, italienische Restaurants aufzulisten, ohne dass wir es dazu auffordern.

Und wenn es keine italienischen Restaurants sind, dann sind es vielleicht Freizeitparks oder Skigebiete oder Einkaufszentren. Das Navi beobachtet, wo wir uns aufhalten, und gibt uns dann die Möglichkeit, mehr Zeit dort zu verbringen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass auch das Universum das tut?«, fragte Jessica.

»Ja, so ist es. Das Universum hört nicht nur zu. Es beobachtet uns auch.«

»Und das heißt?«

Casey lächelte verschmitzt. »Das heißt, wenn jemand sagt, dass er sich ein anderes Leben wünscht, mehr Freiheit, eine schönere Umgebung ... aber 40 bis 50 Stunden pro Woche in einem kleinen Büro sitzt und für einen Chef arbeitet, der ihn schlecht behandelt ...«

»Dann schenkt das Universum ihm – genauso wie das Navi – mehr von dem, was ihm wirklich zu gefallen scheint«, sagte Jessica.

»Genau. Es ist fast so, als würde das Universum sagen: ›Sieh nur, wie oft dieser Mensch seine Zeit dort verbringt. Er muss es LIEBEN! Ich werde ihm noch mehr davon schenken.«

Caseys Stimme wurde leiser. »Es geht aber nicht nur um die Arbeit. Das Universum sieht alles. Die Beziehungen, in die wir unsere Zeit und Energie investieren, die Gedanken, mit denen wir

uns befassen ... selbst die Erfahrungen, auf die wir uns einlassen und die diese Gedanken fördern.«

»Das klingt beinahe nach einem Vergeltungsprinzip«, überlegte Jessica.

Casey schüttelte den Kopf. »Ich verstehe, warum es so wirken kann. Aber es geht nicht um Vergeltung. Alles basiert auf einer einfachen Prämisse. Wir sind Geschöpfe mit einem freien Willen. Wir entscheiden, was wir tun, wie wir es tun, wo wir unsere Zeit verbringen, mit wem wir unsere Freizeit erleben ... Logischerweise entscheiden wir uns für Aktivitäten, die uns positive Emotionen bescheren – Freude, Liebe, Zufriedenheit, Glück, Begeisterung ...

Anstatt also auf Vergeltung aus zu sein, ist das Universum in Wirklichkeit eine unglaublich freigebige Präsenz. Aufgrund unseres Verhaltens, unserer Gedanken und Absichten bietet es uns genau das, was wir ihm vorgeben – was wir also offenbar wollen.«

Jessica schauderte es. Casey bemerkte ihre Reaktion.

»Geht es Ihnen gut?«

Jessica nickte. »Das ist beeindruckend.«

Casey nickte ebenfalls. »Ja, nicht wahr? Es ist beeindruckend, sich bewusst zu werden, dass diese unglaubliche Orientierungshilfe uns jederzeit zur Verfügung steht. Und dass sie uns wieder auf den richtigen Weg führen kann, egal wie weit wir vom Kurs abgekommen sein mögen. Und darüber hinaus zu erkennen, dass dieses Navigationssystem von *uns* gesteuert wird. Es reagiert auf *unser* Verhalten, das heißt, wir sind nicht nur ein Schauspieler in einem Theaterstück ... wir führen gleichzeitig Regie.«

Jessica sah Casey an. »Wie bekomme ich eine Verbindung zu diesem Navigationssystem?«

»Sie haben bereits eine Verbindung dazu. Sie können sie nicht kappen. Jeder Moment wird sowohl von Ihnen als auch von dieser lenkenden Kraft erschaffen. Sie demonstrieren, was Sie wollen, und das Navi des Universums bietet Ihnen entsprechende Möglichkeiten.«

»Aber ich mag meine Verbindung nicht. Ich möchte das Navi dazu bringen, mir nicht länger solche Möglichkeiten zu bieten wie bisher.«

Casey schmunzelte. »Geben Sie ein neues Ziel ein. Zeigen Sie dem Navi des Universums Ihre neuen Vorlieben.«

»Ist es so einfach?«

Casey nickte. »Es ist so einfach.«

Jessica dachte einen Moment nach. »Wie lange dauert es, bis es mir neue Möglichkeiten bietet?«

»Das kommt darauf an, wie deutlich das Signal ist, was Sie wirklich wollen. Wenn jemand sagt, dass er aus einer destruktiven Beziehung ausbrechen will, dann aber immer wieder zurückgeht, lautet die Botschaft, die er tatsächlich aussendet – *ich möchte mehr destruktive Beziehungsmomente*.

Es ist egal, was dieser Mensch sagt. Es kommt darauf an, was er tut. So wie das Navigationsgerät fürs Auto unsere Stationen festhält, hat jeder von uns eine persönliche Geschichte. Anfangs bestimmt

diese, was wir angeboten bekommen. Aber wenn der Algorithmus erkennt, dass wir keine italienischen Restaurants mehr anfordern, sondern stattdessen nach chinesischen suchen ...«

»Dann schlägt das Navi uns keine italienischen Restaurants mehr vor, sondern chinesische«, schlussfolgerte Jessica.

»Genau. Es versucht nicht, nachtragend oder auf Vergeltung aus zu sein. Es denkt nicht ›Mal sehen, ob ich diese Person doch dazu bringen kann, heute Abend wieder italienisch essen zu gehen‹.«

Jessica lachte. »Die dunkle Seite des Navis.«

»Richtig. Es gibt keine dunkle Seite. Es lernt, bietet uns etwas an und verändert das Angebot – und all das basiert auf unserem Verhalten.«

Jessica blickte Casey plötzlich mit großen Augen an. »Kann ich auch etwas löschen?«

Casey lächelte. »Wie meinen Sie das?«

»Beim Navi in meinem Auto kann ich die Suchhistorie löschen. Ich kann meine 50 Suchanfragen nach einem italienischen Restaurant tilgen. Auf diese Weise kann ich wieder neu anfangen. Ich muss nicht erst 51 chinesische Restaurants aufsuchen, bis das Navi erkennt, dass ich lieber chinesisch essen möchte als italienisch. Sobald ich in ein chinesisches Restaurant gehe, akzeptiert das Navi dies als meine neue Vorliebe.«

Jessica war ganz aufgeregt, das konnte Casey an ihren Augen ablesen.

»Ist das so möglich?«

Casey nickte. »Sehr gut, Jessica. Sie haben gerade eine der wichtigsten Funktionen des Navis des Universums erkannt.«

Jessica strahlte. »Großartig! Wie kann ich sie nutzen? Wie kann ich etwas löschen?«

»Verändern Sie etwas!«

»Ich möchte aber nicht nur etwas verändern. Ich will meine Vergangenheit löschen. So wie bei meinem Navi fürs Auto.«

»Es ist nicht exakt das Gleiche, Jessica. Ihre Vergangenheit ist Ihre Vergangenheit. Sie können Sie nicht ohne Weiteres komplett löschen.«

Jessica sah auf einmal sehr betrübt aus. »Aber ich dachte, Sie hätten gesagt, das könnte ich? Ich dachte, ich hätte eine der wichtigsten Funktionen dieses Navis erkannt?«

Ich machte ein paar weitere Notizen in meinem Buch.

»Das ist eine tolle Geschichte, Mike. Ihr Finanzberater scheint ein sehr interessanter Mensch zu sein. Ich würde ihn gerne einmal kennenlernen.«

Mike nickte. »Er ist wirklich interessant. Er betrachtet das, was er tut, ziemlich anders als die meisten Leute in seinem Alter.«

»Er klingt sehr realistisch«, antwortete ich. »Er versucht nicht, Dinge zu vertuschen oder sie anders darzustellen, als sie sind.«

»Deshalb ist sein Unternehmen um so vieles erfolgreicher als die Konkurrenz«, fügte Mike hinzu. »Und deshalb ist er auch um einiges glücklicher als die meisten anderen Leute. Er selbst sagt: ›Es ist schwierig, glücklich zu sein, wenn man den Tag damit verbringt, andere Menschen zu überreden, etwas zu tun, was offenbar nicht stimmig für sie ist.««

Mike schmunzelte. »Mein Finanzberater hat noch etwas sehr Wichtiges erkannt.«

»Was denn?«

»Lass mich kurz nachdenken, damit ich es richtig wiedergeben kann.« Mike überlegte kurz. »O.k. Nehmen wir an, du hast 1000 Dollar zum Anlegen.«

»Gut.«

»Im ersten Jahr machst du 50 Prozent Verlust mit deiner Investition.«

»Das klingt nicht gut.«

»Aber im nächsten Jahr machst du 50 Prozent Gewinn.«

»Das gefällt mir schon besser«, sagte ich grinsend.

Mike grinste zurück. »Was ist deine durchschnittliche Rendite in den zwei Jahren?«

Ich dachte kurz nach. »Mal sehen. 50 Prozent Verlust im ersten Jahr, 50 Prozent Gewinn im zweiten Jahr. Meine Rendite ist null.«

»Korrekt. Aber wie viel Geld hast du am Ende der zwei Jahre?«

»1000 Dollar. Da ich null Prozent Rendite habe, verfüge ich immer noch über 1000 Dollar.« Ich hielt kurz inne. Ich wusste, dass es nicht richtig war. Aber es schien zu stimmen ...

»Wow«, sagte ich nach einer Weile. »Es sind nicht 1000 Dollar. Es ist viel *weniger*.«

Mike nickte. »Deine kurze Verwirrung ist die Grundlage für einen der interessantesten Aha-Momente, den mein Freund anderen Menschen vermittelt. Du hast recht. Es sind keine 1000 Dollar. Du

beginnst mit 1000 Dollar und verlierst 50 Prozent. Das heißt, dir bleiben ...«

»500 Dollar«, antwortete ich.

»Genau. Dann machst du damit 50 Prozent Gewinn. Also hast du wie viel?«

»750 Dollar«, erwiderte ich. »Das ist schrecklich. Ich habe faktisch 25 Prozent meines Geldes verloren, obwohl die durchschnittliche Rendite in den zwei Jahren bei null lag!«

Mike nickte. »Aber welche Zahl wird trotzdem von allen genannt, die über ihre Kapitalrendite sprechen?«

»Die durchschnittliche Rendite?«

Mike nickte erneut. »Genau. Und dagegen hat mein Freund etwas einzuwenden. Es führt die Menschen in die Irre und verschleiert ihren wahren Gewinn. Da sie unzulängliche Informationen

bekommen, treffen sie schlechte Entscheidungen und dann können sie nicht das Leben führen, das sie sich wünschen.

Deshalb müssen die Mythen enttarnt werden, damit die Menschen stimmige Entscheidungen fällen können. Entscheidungen, die sie in die Lage versetzen, ihren Zweck der Existenz so weit wie möglich zu erfüllen.«

Ich nickte. »Ich möchte zwar nicht zu mathematisch werden, aber darf ich dir trotzdem eine Frage stellen?«

»Sicher.«

»Wenn es irreführend ist, die durchschnittliche Rendite anzuführen, welcher Wert ist deinem Freund zufolge denn besser?«

»Die durchschnittliche Wachstumsrate.«

»Mir brummt ohnehin schon der Schädel«, sagte ich schmunzelnd.

»In Wirklichkeit ist es einfacher, als es klingt«, entgegnete Mike. »Man sieht sich an, was man zu Beginn hatte und was man am Ende hat – und ermittelt so, welchen Gewinn man tatsächlich erzielt hat. Du hast es mit deinem Beispiel gerade quasi berechnet.«

»Habe ich das?«

»Ja. Du hast Folgendes erkannt: Wenn man mit 1000 Dollar beginnt und nach zwei Jahren 750 Dollar übrig hat, dann hat man 25 Prozent seines Geldes verloren. Die tatsächliche Rendite beträgt daher minus 25 Prozent.«

Ich machte mir weitere Notizen in meinem Buch. »Wenn ich also die Wahrheit wissen will, sollte ich nach dem tatsächlichen Gewinn fragen und nicht nach der durchschnittlichen Rendite?«

Mike nickte wieder. »Meinem Freund zufolge ist eins davon die Wahrheit und das andere ein guter Weg, um die Wahrheit zu verschleiern. Besser wäre es, die Wahrheit zu erfahren.«

»Das ist ziemlich schade«, sagte ich.

»Was ist schade?«

»Dass die Leute nicht einfach sagen, wie es wirklich ist.«

»Das ist eins der großen Abenteuer im Leben, John. Zu erkennen, dass der moralische Kompass nicht bei jedem in die gleiche Richtung zeigt. Und dann Menschen zu finden, deren moralischer Kompass mit dem eigenen übereinstimmt, und das eigene Leben mit ihnen zu bereichern.«

»Ihre Vergangenheit ist aus gutem Grund Ihre Vergangenheit«, sagte Casey. »Ohne Ihre Vergangenheit würde sich der gegenwärtige Moment nicht ereignen.«

»Aber mir gefällt meine Vergangenheit nicht.«

»Das ist o.k. Sie müssen nicht alles daran gut finden. Und sie auch nicht noch einmal durchleben. Es genügt zu akzeptieren, welche Rolle sie dabei gespielt hat, dass Sie genau diesen gegenwärtigen Moment erleben ...«

Casey sah Jessica an. »Wenn wir genügend Abstand haben, erkennen wir, dass alles eine Bedeutung hat. Es fällt uns viel leichter, Abstand zu gewinnen, wenn wir wissen, welches unser neues Ziel für das Navi des Universums ist. Sobald uns das klar ist, sehen wir, auf welche Weise verschiedene Teile unserer Vergangenheit uns darauf vorbereitet haben, an dieses neue Ziel zu kommen.

In Wirklichkeit waren Sie die ganze Zeit über nicht orientierungslos. Das Universum hat Sie auf dem ganzen Weg begleitet. Es hat Ihnen geholfen, Sie geführt und auf den Moment vorbereitet, in dem Sie Ihren ZDE wählen und sagen: »Dieses Ziel möchte ich erreichen.««

»Ich muss also nichts löschen?«

Casey schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum haben Sie dann gesagt, diese Funktion sei so wichtig?«

»Beim Navi eines Autos ist die Löschfunktion wichtig. Sie setzt die Eingaben zurück, und man beginnt wieder von vorne. Im Leben bewirkt eine dramatische Veränderung das Gleiche. Sie sendet ein sehr starkes und deutliches Signal an das Universum, damit es die Einstellungen neu programmiert.«

»Wie dramatisch muss man sich diese Veränderungen vorstellen?«

»Das hängt von dem jeweiligen Menschen ab. Möglicherweise bedeutet es, dass man eine Beziehung beendet. Oder es bedeutet das Gegenteil – dass man sein Herz öffnet und eine Beziehung zulässt. Je dramatischer die Veränderung ist, und je mehr Energie

und Zeit man investiert und sich in die neue Richtung bewegt, desto stärker und klarer ist das ausgesendete Signal.«

»Und umso stärker die Neuprogrammierung?«, fragte Jessica.

Casey nickte. »Umso stärker die Neuprogrammierung. Zeigen Sie es dem Universum intensiv, klar und voller Überzeugung, dann wird es entsprechend darauf reagieren.«

»Das kann ich mir nur schwer vorstellen.«

»Denken Sie über Ihr Leben bis zu diesem Zeitpunkt nach. Das ist die einfachste Art und Weise, all das zu verstehen. Wenn Sie nun darüber sinnieren, wie Ihr Leben sich zu verschiedenen Zeiten verändert hat oder auch nicht, werden Sie feststellen, dass alles einen Sinn hatte.«

Jessica ließ diese Worte einen Moment lang auf sich wirken und stand dann abrupt auf.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte Casey.

Jessica nickte lächelnd. Es war das authentischste Lächeln, das Casey bisher bei ihr gesehen hatte. »Mir geht es mehr als nur gut. Ich fühle mich irgendwie leicht. So als ob ... ich weiß nicht, es klingt wahrscheinlich albern, aber ... als ob ich fliegen könnte.«

Sie sah zu Emma und Sophia hinüber, die in den Felstümpeln spielten. »Ich bin gleich wieder zurück«, sagte sie und schleuderte schwungvoll ihre Schuhe von den Füßen.

»Wohin gehen Sie?«, erkundigte sich Casey.

Jessica begann auf die Mädchen zuzurennen. »Ich werde Emma fragen, ob sie mir das Surfen beibringt«, rief sie über die Schulter zurück.

Ich hörte Casey, Jessica und Emma lachen, bevor ich sie erblickte.

»Irgendetwas Gutes muss da draußen passiert sein«, sagte ich zu Mike. »Die Energie hat sich verändert. Ich kann es an ihrem Lachen hören.«

Mike nickte und erhob sich von dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte. »Ich sollte mich lieber mal um die Surfbretter kümmern. Wir werden ein paar zusätzliche brauchen.«

»Wer braucht ...?«, begann ich, aber Mike verschwand bereits durch die Tür nach draußen.

»John, John, willst du mitkommen?«

Es war Emma. Sie kam den Pfad zum Café entlanggerannt. Sie strahlte über das ganze Gesicht.

Ich blickte durch das Bestellfenster hinaus. »Hi Emma.«

»Willst du mitkommen?«, fragte sie erneut. »Wir gehen zum Surfen. Jessica möchte, dass ich es ihr beibringe. Bist du auch dabei?«

Ich schmunzelte. Woher hatte Mike das gewusst? »Aber klar«, sagte ich zu Emma, »sehr gerne.«

Einen Augenblick später kamen Jessica und Casey den Weg hinauf. Die Energie war deutlich eine andere. Jessica wirkte viel lebendiger als am Morgen. Sie strahlte und lachte und sah erwartungsvoll aus. Es war, als hätte sie eine Bürde abgeschüttelt, die sie mit sich herumgetragen hatte. Jetzt wirkte sie so unbeschwert, als könne sie vom Boden abheben.

»Offenbar hatten Sie eine tolle Zeit bei den Schaukeln«, sagte ich, als die beiden Frauen das Café erreichten.

Jessica nickte strahlend. »Lebensverändernd gut.«

Sie legte ihre Arme auf die Ablage vor dem Bestellfenster. »Wir gehen zum *Surfen*«, sagte sie in einem Ton, den ich bei ihr noch nicht gehört hatte. Er war, so wie ihre gesamte Ausstrahlung, voller Energie, voller Lebenslust und Freude.

»Kommst du mit, John?«, fragte Casey.

»Liebend gerne. Ich habe gerade Emma schon Bescheid gesagt, dass ich dabei bin.« Ich sah mich im Café um. »Aber wenn jemand hierbleiben muss, übernehme ich das gerne.«

»Nicht nötig«, erwiderte Casey. Sie betrat das Café und steuerte auf die Kasse bei der Vordertür zu. Ich folgte ihr.

Nachdem sie ein Fach unterhalb der Kasse durchsucht hatte, zog sie ein kleines Schild mit einer Schnur heraus.

»Perfekt«, sagte sie.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Das ist ein Geschenk eines Gastes.« Sie drehte das Schild um, sodass ich es lesen konnte. Es war ein längliches flaches Stück Treibholz. Darauf standen die Worte: *Melde mich gesund und munter. Bin später wieder zurück.*

Casey hängte das Schild so an die Eingangstür, dass die Worte von außen für Besucher des Cafés lesbar waren.

»Was bedeutet ›Melde mich gesund und munter‹?«, fragte ich, als wir wieder zur Küche gingen.

»Das ist eine großartige Redewendung, nicht wahr?«, antwortete sie und begann sich mit Sonnencreme einzuschmieren. »Einer unserer Gäste hat sie mir beigebracht. Die meisten Menschen sind mit der Vorstellung vertraut, sich krankzumelden. Im Prinzip halten sie in ihrem Leben so lange durch, bis sie so krank werden, dass sie sich eine Pause gönnen müssen. Dann erholen sie sich während dieser Auszeit von den Dingen, die sie überhaupt erst krank gemacht haben. Nur um dann wieder genau die gleichen Dinge zu tun.

Eines der größten Aha-Erlebnisse unseres Gastes – so erzählte er uns – bestand darin, sich selbst zu gestatten, sich hin und wieder ›gesund und munter zu melden‹ und eins der Dinge zu tun, die ihm im Leben am meisten Spaß machten.«

»Das ist eine tolle Redewendung«, antwortete ich. Ich griff nach meinem Notizbuch und schrieb rasch die folgenden Worte nieder: *Gestatte dir von Zeit zu Zeit, dich gesund und munter zu melden.*

Casey deutete mit dem Kopf auf mein Notizbuch. »Hältst du heute ein paar gute Sätze fest?«

»Das kann man wohl sagen.«

Sie verschloss die Sonnencreme mit dem Deckel und warf mir die Tube zu. »Lass uns zum Surfen gehen.«

Fast gleichzeitig traten Jessica und ich aus dem Waschraum für Damen beziehungsweise Herren, und ich wandte mich zur Hintertür.

»Startklar zum Surfen?«, fragte ich sie.

Sie strahlte. »Absolut. Ich bin so froh, dass ich meinen Badeanzug heute Morgen noch mit ins Auto geworfen habe. Es kam mir anfangs zwar wie eine verrückte Idee vor. Aber jedes Mal wenn ich versuchte, den Badeanzug zu ignorieren, sagte mir irgendetwas *NIMM IHN MIT!*« Sie lachte. »Jetzt weiß ich, warum.«

»Super«, sagte ich. »Mir ist es ähnlich ergangen, als ich aufgewacht bin. Mein Plan war, eine Radtour zu machen, aber irgendetwas hat mir das Gleiche gesagt – *Nimm deine Schwimmshorts mit*. Nun weiß auch ich, warum.«

Auf der Rückseite des Cafés gingen wir im Sand an den Tischen vorbei. Emma und Mike waren bereits da. Mike hatte fünf Surfbretter gegen den Ast eines Baums gelehnt.

»Wo ist Casey?«, fragte Jessica.

»Sie bleibt noch etwas hier«, antwortete Emma. »Sie ist bereits eine gute Surferin, daher kann sie sich den Unterricht sparen.«

In diesem Moment öffnete sich die Hintertür des Cafés. Ich erkannte Casey. Jemand war bei ihr.

»Mann, ist das grell«, sagte ich und schirmte meine Augen gegen das Licht ab. Es war, als würde die Sonne plötzlich noch mehr blenden, sodass ich Casey und die andere Person kaum sehen konnte.

»Du hast recht«, sagte Jessica. Auch sie schützte ihre Augen gegen das Licht.

»Dad, das ist ...«, begann Emma.

Mike lächelte und ging neben ihr in die Knie. »Traust du dir zu, Jessica zu unterrichten, Coconut? Wenn du das Training an Land

übernehmen kannst, gehe ich unseren Gast begrüßen. Ich komme dann später nach und helfe beim Unterricht im Wasser.«

»Klar«, antwortete Emma. Mike drückte sie und küsste sie auf ihren Kopf. »Danke, Coconut.«

»Dad«, sagte Emma, als Mike sich erhob. »Dad.«

Mike lächelte sie an. »Was ist denn?«

Emma signalisierte ihm mit der Hand, dass er sich noch einmal zu ihr hinunterbeugen sollte. Als er es tat, flüsterte sie ihm etwas ins Ohr. Er lächelte erneut und sagte: »O. k.«

Und damit sprintete Emma zum Café. »Bin gleich wieder da«, rief sie über ihre Schulter zurück.

Ich hielt meine Hand über die Augen und versuchte, sie zu beobachten. Aber das Licht blendete mich zu sehr. Ich hatte den Eindruck, dass Emma den Gast umarmte, konnte es aber nicht

genau erkennen. Als ich versuchte, genauer hinzusehen, nahm ich für einen kurzen Moment etwas sehr Vertrautes an dem Gast wahr. Dann war das Licht wieder zu grell, und ich musste meine Augen kurz schließen.

»Dieses ist für Sie, Jessica«, sagte Mike, und ich drehte mich wieder in Richtung Meer. »Und du könntest das hier einmal ausprobieren, John.«

Mike stand neben den Surfbrettern und deutete auf zwei davon.

Jessica und ich gingen hinüber.

»Sind Sie schon einmal gesurft, Jessica?«, fragte Mike sie.

»Noch nie.«

»Nun, dann wird der heutige Tag der Beginn von etwas Wunderbarem für Sie sein.«

Sie lächelte. »Das ist er in gewisser Weise bereits.«

Mike lächelte zurück. »Umso besser. Wir beginnen hier am Strand mit den Grundlagen. Dazu gehört auch, wie Sie Ihr Surfbrett tragen. Dann gehen wir ins Wasser, bringen Sie zum Stehen und lassen Sie auf ein paar Wellen reiten. Emma hat viel Erfahrung damit. Casey und ich sind ebenfalls sehr versiert. Und John liegt nicht weit dahinter.«

Mike hatte recht. Ich hatte zwar nicht extrem viel Erfahrung, war aber schon eine ganze Menge gesurft. Ich hatte ihm das nie erzählt. Aber wie so viele andere Dinge schien er auch das einfach zu wissen.

»Also, das Brett hält man ...«, begann Mike.

»Bin schon da. Bin schon da, Dad«, rief Emma atemlos.

Wir drehten uns um und sahen sie auf uns zurennen.

»Hier bin ich.«

Mike lächelte. »In dem Fall übergebe ich an eine unserer Top-Lehrkräfte.« Er tätschelte Emmas Kopf. »Ruf mich, falls du mich brauchst. Ich treffe euch in ein paar Minuten am Strand.«

Während Mike auf das Café zuing, schnappte Emma sich ihr Board.

»Du wirst das Surfen LIEBEN, Jessica!«, sagte sie aufgeregt. »Bevor wir allerdings ins Wasser gehen, ist es wichtig, die Grundlagen zu kennen.«

Emma legte ihr Surfbrett auf den Sand. »O. k. Nehmt euer Brett und legt es vorsichtig neben meins.«

Jessica und ich richteten unsere Surfbretter so auf dem Sand aus, dass sie zum Meer zeigten.

»Surfen hat ein bisschen mit Technik, ein bisschen mit Gleichgewichtsgefühl und viel mit Rhythmus und Energie zu tun«, sagte Emma. »Ich werde euch den technischen Teil hier zeigen, und alles Weitere machen wir dann im Wasser.«

Ich schmunzelte. Es war beeindruckend, wie selbstbewusst dieses kleine siebenjährige Mädchen war. Wie selbstverständlich und angstfrei es sein Wissen an andere weitergab. Zumal an Leute, die etliche Jahre älter waren.

In den nächsten 20 Minuten brachte Emma Jessica die Grundlagen des Surfens bei. Wie man das Brett trägt. Wie man durch die Brandung in einen ruhigeren Bereich kommt. Wie man auf dem Brett aufsteht, wenn man eine Welle erwisch hat. Die richtige Position der Füße und Arme, damit man das Gleichgewicht im Stehen bewahren kann. Die sicherste Art und Weise zu fallen, wenn man ins Wanken geraten ist ...

»Der häufigste Fehler ist, dass die Leute versuchen, zu früh aufzustehen«, erklärte Emma. »Wenn du spürst, dass die Energie der Welle dich vorwärtsschiebt, solltest du weiterpaddeln! Dieser Schub ist nur der Beginn von etwas Fantastischem. Wenn du ihn spürst, streng dich besonders an und mache drei starke, tiefe Schläge mit den Armen. Dann steh auf und genieße den Ritt.

Wenn du schon beim ersten Schub versuchst aufzustehen, erwischst du noch nicht genug von der Energie der Welle. Dein Gewicht ist zu schwer und du gerätst hinter die Welle.«

»Und was passiert dann?«, fragte Jessica.

»Tja, du verpasst die Welle. Sie rollt unter dir hindurch und du landest auf ihrer Rückseite. Außerdem ist dann – und das ist das Entscheidende – all die ursprüngliche Energie, die du hineingesteckt hast, verloren. Denn nun musst du wieder hinauspaddeln, hinter den Bereich, wo die Wellen sich brechen. Und wenn die Wellen schön und groß sind, erfordert dies viel Zeit und Energie.«

Emma tanzte etwas herum. »Du willst den Tag doch mit *Surfen* verbringen und nicht mit Paddeln.«

Es war ein guter Ratschlag. Als ich mit dem Surfen angefangen hatte, hatte mir niemand etwas über die drei extra Paddelschläge erzählt. Ich hatte einen ganzen Morgen damit zugebracht, die Wellen zu verpassen und mich damit zu verausgaben, wieder in den Bereich jenseits der Brandung hinauszupaddeln.

Jessica lächelte. »O. k., Coach. Lass mich wiederholen, was ich tue, sobald ich da draußen bin, nur um sicherzugehen, dass ich es verstanden habe. Zuerst suche ich mir meine Welle aus. Sobald ich das getan habe, nutze ich auf dem Brett liegend meine Arme, um zu wenden und mich so in Position zu bringen, dass ich die Welle erwische. Dann beginne ich zu paddeln. Wenn ich die Energie der Welle spüre, höre ich nicht damit auf. Ich mache noch drei weitere kräftige Schläge mit den Armen. Dann stehe ich auf und reite auf der Welle Richtung Strand.«

Emma strahlte. »Genau! Du hast es völlig erfasst, Jessica.«

Ich lächelte in mich hinein. Seit meinem letzten Besuch im Café hatte es unzählige Momente gegeben, in denen ich erkannt hatte, dass kleine Lehren eng mit großen Lehren verknüpft sind. Als ich zusah, wie Emma Jessica etwas über das Surfen beibrachte, fiel es mir erneut auf.

Alles, was sie sagte, hätte auch Teil eines Kurses über das Leben sein können.

Such dir eine Welle aus.

Das entspricht der Aufforderung, sich zu entscheiden, wo man hingehen will. Es dreht sich um den eigenen Zweck der Existenz. Oder, in meinem Fall, erst einmal um meine ganz persönlichen Big Five for Life und dann um meinen ZDE, da die Ausrichtung auf den ZDE mich am Anfang überforderte.

Bring dich und dein Surfbrett in Position, um die Welle zu erwischen.

Dieser Punkt spiegelt unsere Bemühung, uns so zu positionieren, dass wir das Leben führen können, das wir uns wünschen. Es geht darum, zum Beispiel die eigenen Gedanken, Emotionen und unser Verhalten mit unseren Absichten in Einklang zu bringen. Unser Geld so auszugeben, dass es dem entspricht, wie wir leben wollen. Es bedeutet sogar, uns physisch an den richtigen Ort zu begeben, um die gewünschten Erfahrungen zu machen. Oder das passende Umfeld aufzusuchen beziehungsweise die richtigen Menschen, damit wir die besten Chancen auf Erfolg haben.

Fang an zu paddeln.

Werde aktiv. Beginne das Abenteuer. Versuche es! So oft bin ich Menschen mit wunderbaren Träumen begegnet. Aber sie unternahmen nichts, um diese Träume zu verwirklichen.

Wenn du die Energie der Welle spürst, höre nicht auf. Paddle noch ein paar Züge weiter, um in den Flow zu kommen.

Wie häufig habe ich mitbekommen, wie Menschen aufgaben, als sie gerade kurz davor waren, etwas Fantastisches zu erleben. Ihre

Angst nahm überhand oder sie wurden träge in ihrem Handeln oder in Bezug auf ihre Absichten. Der Schub war zum Greifen nahe, aber sie stoppten, kurz bevor sie ihn nutzen konnten. Dann mussten sie wieder viel Energie aufbringen, um von vorne zu beginnen.

Reite die Welle.

Genieße es! Wenn du nichts anderes tust, als zu paddeln, zu paddeln und noch mal zu paddeln, wird das Leben langweilig. Du verausgabst dich. Es geht nicht darum, sich ständig darauf vorzubereiten, das Leben zu genießen, sondern darum, es tatsächlich auszukosten. Die Welle zu reiten.

Es war alles vorhanden. So einfach. So tiefgründig. Und all das wurde von einer Siebenjährigen gelehrt.

»O.k.«, sagte Jessica, »ich bin bereit. Lasst uns ins Wasser gehen.«

»Erst üben wir es«, erwiderte Emma und deutete auf die Surfbretter auf dem Sand.

»Auf dem Sand?«, fragte Jessica überrascht.

»Aber ja. Wir meistern die Technik auf einem sicheren und leichten Terrain wie dem Sand. Keine Welle wirft uns hier um. Wenn wir ins Wasser gehen, wirst du auf diese Weise bereits mit den Abläufen vertraut sein und keine Angst haben. O. k., alle Mann auf das Board und bereitmachen zum Paddeln!«, rief Emma erwartungsvoll und legte sich auf ihr Surfboard.

Ich schmunzelte und legte mich auf mein Surfbrett. »Eine weitere großartige Lebenslehre«, dachte ich.

»Seid ihr alle bereit zum Surfen?«

Es war Mike. Er und Casey kamen mit ihren Brettern unter dem Arm auf uns zu.

»Fast«, sagte Jessica. Sie wendete sich Emma zu. »Kannst du mir das noch einmal zeigen?«

»Natürlich!« Emma leitete Jessica durch den Prozess, sich auf dem Brett nach vorne zu schieben und auf die Füße zu kommen. Und dann darauf zu achten, dass Arme und Füße sich in der richtigen Position befanden, um das Gleichgewicht zu bewahren.

»Du bist bereit«, verkündete Emma. »Nächste Station, DIE WELLEN!«

Sie vollführte einen kurzen Tanz auf dem Sand.

Mike hob sie hoch und drehte sie kopfüber nach unten. »Verkehrt herum surfen«, sagte er scherzend.

Emma lachte und wand sich in seinen Armen.

»Noch mal, noch mal!«, rief sie, nachdem Mike sie abgesetzt hatte. »Noch ein Mal!«

Er wiederholte das Ganze, und seine Tochter lachte noch viel mehr.

»O. k.«, sagte er nach dem zweiten Mal, »lasst uns gehen!«

Emma marschierte auf dem Weg zum Strand vorneweg. Als sie zum Wasser kam, befestigte sie ihr Surfboard mit der Leash, der Leine, an ihrem Fußgelenk und watete ins Wasser.

»Sind Sie o. k.?«, fragte Casey Jessica.

Jessica fummelte an ihrer Leash herum und schien etwas zu zögern.

»Vor fünf Minuten, als wir noch dort oben waren, schien alles vollkommen klar zu sein«, antwortete sie. »Ich war absolut bereit loszulegen. Ich dachte sogar, dass wir gleich im Wasser hätten beginnen sollen. Und nun sind wir hier.« Jessica blickte zur Brandung. »Mein Herz rast etwas.«

Casey lächelte sie aufmunternd an. »Zwischen dem Gefühl der Angst und der gespannten Erwartung besteht ein sehr feiner Unterschied«, sagte sie. »Wenn man sich eine Weile nicht erlaubt, sich für das Leben zu begeistern, vergisst man den Unterschied.«

»Ich will nicht scheitern«, jammerte Jessica.

»Wie man aufsteht, gehört zum Lernen dazu«, antwortete Casey und legte ihr Board ins Wasser. »Kommen Sie. Wir werden die ganze Zeit in Ihrer Nähe sein.«

Casey warf mir einen kurzen Blick zu. Ich lächelte zurück.

»Du schaffst das, Jessica«, sagte ich.

»Hast du irgendeine Aha-Erkenntnis für sie, John?«, fragte Casey.

Mittlerweile lag ich auf meinem Surfbrett und begann, langsam nach draußen zu paddeln. Ich drehte mich leicht nach hinten um und sagte: »Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, jeder Experte hat mal klein angefangen.«

Jessica lächelte. Sie schob ihr Board ins Wasser und legte sich darauf. »Es ist an der Zeit, eine Meisterin zu werden«, sagte sie und begann zu paddeln.

Mike und Emma waren großartige Lehrer. Sie begannen, im weiß schäumenden Wasser mit Jessica zu üben. Mike hielt das Surfbrett für sie und gab ihr genau im richtigen Moment einen Schubs. Emma surfte neben Jessica her und beobachtete, was sie richtig und falsch machte, und erklärte es ihr dann.

Die ersten vier Male fiel Jessica vom Brett hinunter. Aber dann, bei ihrem fünften Versuch, stand sie auf und surfte auf ihrem Board den ganzen Weg bis zum Ufer. Es war zwar kein Ritt, den man in einen Film mit den besten Surfszenen aufnehmen würde, denn sie strauchelte, ruderte mit den Armen und fiel ein halbes Dutzend Mal beinahe hin, aber schließlich hatte sie es geschafft.

Wir jubelten ihr wie verrückt zu.

Nach und nach, Welle für Welle wurde Jessica spürbar sicherer und begann die Abläufe immer besser zu meistern. Schon bald musste Mike sie nicht mehr anschubsen. Sie hatte das richtige Timing für die Wellen verstanden und schaffte es nun auch alleine. Nachdem sie das eine Weile probiert hatte, beschloss sie für sich, nicht länger im Weißwasser zu surfen, sondern es mit kleinen Wellen zu versuchen.

»Sie macht es wirklich gut!«, sagte Emma begeistert. Sie war die ganze Zeit bei Jessica geblieben. Nun war sie knapp über die

Brandung hinausgepaddelt, wo Casey, Mike und ich uns aufhielten. Jessica befand sich immer noch in der Nähe des Ufers.

»Du bist wirklich eine gute Lehrerin, Emma«, lobte ich sie. »Und es war sehr nett von dir, so lange mit Jessica bei den kleinen Wellen zu bleiben. Vor allem, weil ich gehört habe, dass du kein Problem mit den großen hast.«

Emma zuckte mit den Achseln. »So hat mein Dad es mir beigebracht.«

»Ich mache dir einen Vorschlag, Coconut«, sagte Mike und klopfte mit der Hand auf Emmas Board. »Ich paddle Richtung Ufer und kümmere mich um Jessica, wenn du eine Weile mit John und Casey die großen Wellen surfen möchtest.«

Emma nickte. »O. k.«

»Könnt ihr sie ein bisschen im Auge behalten?«, fragte Mike uns und deutete auf Emma.

»Kein Problem«, antwortete ich. »In erster Linie bin ich ohnehin zum Entspannen hier draußen.«

Mike nickte. »Ruf mich, falls du mich brauchst, Coconut.« Und damit drehte er sein Board um und begann zu Jessica zu paddeln.

»Da kommen große Wellen«, rief Emma.

Ich blickte hinter uns. Sie hatte recht.

»Sie gehören ganz dir«, antwortete ich. »Meine Schultern brauchen eine kleine Pause.«

Ich setzte mich rittlings auf mein Board, und Casey tat das Gleiche, während Emma ihr Surfbrett ausrichtete und zu paddeln begann. Die große Welle rollte unter uns hindurch, und für einen Moment konnten wir Emma nicht mehr sehen. Ich wusste aus Erfahrung, dass sie auf der anderen Seite der Welle wie verrückt paddelte. Einen Augenblick später sahen wir sie surfend auf ihrem Brett.



»Sie kann es gut«, sagte ich.

Casey nickte. »Mike hat sie auf ein Surfbrett gesetzt, als sie drei Jahre alt war. Mit vier surfte sie im Weißwasser. Als sie fünf war, hat sie es bereits mit ziemlich großen Wellen aufgenommen.«

»Ich bin sicher, dass sie es liebt.«

»Das tut sie.«

Ich schaute in Richtung Ufer und sah Mike neben Jessica surfen.
»Wie macht Jessica sich so?«

Casey schmunzelte. »Du meinst, abgesehen vom Surfen?«

Ich nickte.

»Sie wird es schaffen. Sie kämpft mit ein paar inneren Dämonen. Mit einigen Überzeugungen, wer sie ist und was sie zu bieten hat. Aber sie wird es schaffen.« Casey wendete sich mir zu. »Und wie geht es dir?«

Ich streckte meine Arme aus. »Wenn man hier draußen beim Surfen ist, kann es einem eigentlich nur prima gehen. Es ist ein sehr gutes Programm.«

»Ein was bitte?«

Ich schmunzelte schelmisch. »Ein sehr gutes Programm.«

»Und was bedeutet das im Zusammenhang damit, hier draußen zu sein?«

»Eines Tages saß ich auf der Terrasse eines Cafés. Ich hatte gerade genügend Geld gespart, um wieder auf Reisen zu gehen, und arbeitete an meiner Liste der Dinge, die ich mitnehmen wollte. Am Nachbartisch unterhielten sich zwei Leute über alle Probleme dieser Welt.

Sie klagten über die Politiker, das Bildungssystem, darüber, dass manche Menschen das Sozialsystem ausnutzen, über die fallenden Börsenkurse ... über alles Mögliche. Sie hatten sich völlig darauf eingeschossen. Und als ich so dort saß, hatte ich plötzlich ein ungeheures Aha-Erlebnis.«

»Das du in dein Buch eingetragen hast.«

Ich lächelte. »Ja, das habe ich gemacht.«

»Und um welches ›Aha‹ handelte es sich?«

»Stell dir das Leben als eine Ansammlung von hundert Fernsehprogrammen vor. Es gibt Komödien, dramatische Geschichten, aktuelle Ereignisse, Kochshows, Nachrichten, Sport ... und so weiter und so fort. Einige Programme gefallen uns ausgezeichnet. Andere mögen wir ganz gerne. Manche finden wir o. k. Und drei Programme regen uns *wirklich* auf. So sehr, dass wir sie richtiggehend verabscheuen. Es ist unglaublich, welche Programme im Fernsehen gesendet werden dürfen.

Mein »Aha« bestand darin, dass viele Menschen ihr Leben damit verbringen, die drei Programme zu sehen, die sie extrem aufregen. Am Anfang stoßen sie zufällig darauf. Sie finden sie so abstoßend – in gewisser Weise fühlen sie sich davon sogar beleidigt –, dass sie sich genötigt sehen, jedem davon zu erzählen.

Sie beginnen jedes Gespräch damit. »Hast du schon von ... gehört? Ist es nicht schrecklich, dass *das* passieren konnte? *Diese* Person ist dabei erwischt worden, als sie ...« Und um sich selbst zu beweisen, wie schrecklich die Programme sind ...«

»Sehen sie sich diese die ganze Zeit an«, vervollständigte Casey meinen Satz.

Ich nickte. »Genau! Sie werden völlig davon vereinnahmt. Sie werden so von den drei Programmen absorbiert, die ihnen so missfallen, dass sie aufhören, die anderen 97 Programme zu schauen. Mit der Zeit denken sie gar nicht mehr an die anderen 97 Programme. Schließlich vergessen sie, dass es diese überhaupt gibt.«

»Das hier«, sagte Casey und deutete auf die Sonne und das Meer, »ist also ein gutes Programm.«

»Ein fantastisches«, bestätigte ich. »Natürlich weiß ich, dass jemand auf der Welt wahrscheinlich genau in diesem Moment etwas tut, das ich widerwärtig finde. Ich könnte meine Gedanken darum kreisen lassen, wie falsch, unfair oder egoistisch das ist. Aber dann würde ich all das hier verpassen.«

»Also ignorierst du die Programme, die du nicht magst?«

»Genau. Und das Erstaunliche dabei ist: Ich vergesse nach einer Weile, dass diese Programme überhaupt existieren. Ich komme so selten damit in Kontakt, dass es mir so vorkommt, als würden sie gar nicht gesendet.«

Casey lächelte. »Was sagen denn die Leute dazu, die sich auf die drei Programme fixiert haben, die ihnen nicht gefallen?«

Ich lachte. »Ich habe diese Diskussion mehr als ein paar Mal geführt. Sie behaupten, wenn sich niemand dafür interessierte, würde sich nichts ändern. Und sie sagen, irgendjemand müsse schließlich etwas dagegen unternehmen.«

»Und?«

Ich lachte erneut. »Ich frage sie, ob sie etwas dagegen tun.«

»Und wie kommt das bei ihnen an?«

»Nicht besonders gut. Ich unterhalte mich stets sehr freundlich mit solchen Leuten. Ich erkläre ihnen, dass ich verstehe, wie sehr sie das beschäftigt und wie wichtig es ihnen ist, dass etwas getan werden sollte. *Dann* erst frage ich sie, ob sie selbst etwas dagegen unternehmen.«

»Und?«

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. »Mir hat noch keiner von diesen Leuten gesagt, dass er aktiv wird. Solche Menschen reden viel darüber, wie schlecht und unfair alles ist. Aber niemand von ihnen versucht, etwas zu verändern.

Also erkläre ich ihnen, dass ich beschlossen habe, mich nicht länger über Dinge aufzuregen, es sei denn, ich bin bereit, Zeit zu investieren und zu versuchen, etwas zu verändern. Das bedeutet nicht, dass ich die Dinge gutheiße. Es bedeutet lediglich, dass ich ihnen nichts von meiner Energie schenke. Ich entscheide mich dafür, andere Programme zu sehen.«

»Was erwidern die Leute dir darauf?«

»Die meisten geraten etwas in Rage und erklären mir: ›*Jemand* muss aber etwas tun.« Ich lächle dann und sage ihnen, dass sie meiner Meinung nach perfekt dafür geeignet wären, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen. Falls sie sich aber entscheiden, es nicht anzugehen, schlage ich ihnen vor, es gut sein zu lassen und sich auf etwas anderes zu konzentrieren.«

»Und wie reagieren sie *darauf*?«

»Meistens werden sie wütend und fangen an zu schimpfen. Das war mir früher sehr unangenehm. Allerdings bescherte es mir ein weiteres Aha-Erlebnis.«

Casey lachte. »Und wie sah dieses weitere ›Aha‹ aus?«

»Jegliche Wut ist eine Manifestation von Angst.«

Casey nickte bestätigend.

»Ich habe Folgendes erkannt: Wenn wir wütend sind und uns fragen, woran das liegt, lässt sich diese Emotion letztlich immer auf Angst zurückführen. Manchmal müssen wir einige Ebenen durchdringen, um tief genug vorzustoßen, aber die Angst ist stets vorhanden.

Angenommen, jemand liest einen Artikel über einen korrupten Politiker, der sich für die Erteilung einer Baugenehmigung mit Geld bestechen hat lassen. Derjenige, der den Artikel liest, wird wütend. Wenn er über den Vorfall spricht, wird er noch zorniger.

Er regt sich immer mehr über bestechliche Politiker auf sowie darüber, wie korrupt alles geworden ist ... In gewisser Hinsicht leuchtet das ein. Der Politiker hat etwas Unrechtes getan. Es war nicht korrekt. Trotzdem ist die Reaktion des Lesers unverhältnismäßig, da das, was geschehen ist, ihn persönlich kaum betrifft.«

»Er reagiert so, weil er Angst hat«, sagte Casey.

»Genau so ist es. Wenn dieser Mensch die Geschichte über den korrupten Politiker liest, wird tief in seinem Inneren ein Feuer der Angst entfacht. Er befürchtet, keine Baugenehmigung zu bekommen, sollte er je eine benötigen. Der korrupte Politiker wird sie jemandem erteilen, der ihn dafür bezahlt. Also wird der wütende Mensch nicht in der Lage sein, sein Traumhaus zu bauen.

Oder noch schlimmer, er wird gar kein Haus, keine Wohnung finden und obdachlos werden. Und dann steht er da, ohne Dach über dem Kopf, und er wird hungern und nicht mehr in der Lage sein, einen Job zu bekommen. Man wird ihm seine Kinder wegnehmen. Und ... und ... und ...«

»Er entwickelt Ängste, die kaum noch etwas mit dem ursprünglichen Problem zu tun haben«, sagte Casey.

Ich nickte. »Das finde ich so erstaunlich. Daher habe ich diese Erkenntnis in mein Notizbuch mit aufgenommen. Mir ist bewusst geworden, dass Wut das Resultat dieser unbegründeten und ziemlich dummen irrationalen Ängste ist. Meine eigenen

eingeschlossen. Immer wenn ich mich nun über etwas ärgere, frage ich mich einfach: *Wovor habe ich jetzt gerade Angst?* Ich erkenne dann unglaublich schnell, dass meine Wut durch irgendeine irrationale Angst hervorgerufen wird, die eigentlich nichts damit zu tun hat. Auf diese Weise kann ich den Ärger loslassen.«

Casey lächelte. »Gelingt dir das immer?«

Ich erwiderte ihren Blick. »Anfangs war es schwierig. Ich bin zwar grundsätzlich ziemlich entspannt, aber es gab bestimmte Dinge, die mich auf die Palme brachten. Aufgrund meines Aha-Erlebnisses wusste ich, dass die Wut in Wirklichkeit Angst war. Ich konnte mir auf der rationalen Ebene zwar begreiflich machen, dass sie mich nicht weiterbrachte und keinem positiven Zweck diene. Aber seltsamerweise war da ein Teil von mir, der hin und wieder ...«

»An der Wut festhalten wollte?«, unterbrach mich Casey.

Ich nickte. »Genau! Als wäre die Wut der Motor für irgendetwas.«

Ich zuckte lachend mit den Schultern.

»Woran denkst du?«

»Was mir ein Stück weit wirklich geholfen hat, war eine Begebenheit in einem winzigen Flughafen in Thailand. Als ich dort im Wartebereich saß, sah ich einen alten Zeichentrickfilm auf einem Fernseh Bildschirm. Hast du je eine Folge von ›Tom und Jerry‹ gesehen, wo auf einer von Toms Schultern der kleine Engel sitzt und der kleine Teufel auf seiner anderen? Jeder der beiden versucht, ihn dazu zu bringen, das zu tun, was er will.

So ähnlich – das erkannte ich in diesem Moment – fühlte es sich an, wenn ich an der Wut festhielt. Der Teil von mir, der das Leben liebt, der sich persönlich weiterentwickeln und in einem Flow-Zustand sein möchte, erkannte, dass die wahre Kraft darin besteht, die Wut und irrationale Ängste loszulassen. Das war der Engel auf meiner Schulter.«

Ich grinste: »Wobei es sich bei mir wahrscheinlich eher um einen furchtlosen kleinen Weltreisenden handelt, der ziemlich erleuchtet ist.«

Casey lachte. »Und wer sitzt auf der anderen Schulter?«

»Auf der anderen Schulter sitzt ein ziemlich wütender kleiner Höhlenmensch. Der ständig in einem Kampf-oder-Flucht-Modus lebt. Er hat stets Angst davor, was ihn hinter der nächsten Ecke erwartet, und bläst jede Befürchtung tausend Mal mehr auf, als nötig wäre.«

Casey lachte erneut. »Das ist ein sehr plastisches Bild. Ein Kampf zwischen dem erleuchteten kleinen Reisenden und dem wütenden kleinen Höhlenmenschen.«

»Nur dass der Kampf nie stattgefunden hat«, erwiderte ich. »Das war das große ›Aha‹ innerhalb dieses Aha-Erlebnisses. Ich dachte, die Wut sei der Antrieb des kleinen Höhlenmenschen. Aber ich erkannte, dass er lediglich Angst hatte. Also erklärte der erleuchtete kleine Reisende dem ängstlichen kleinen Höhlenmenschen, dass alles gut werden würde. Und im Laufe der Zeit wurden sie Freunde und bereisten gemeinsam die Welt. Das hätte der kleine Höhlenmensch eigentlich schon längst gerne getan, aber früher hatte er zu viel Angst, um es zu versuchen.«

Casey lachte so sehr, dass ich dachte, sie werde von ihrem Surfboard fallen. »Und das hast du dir alles wirklich so überlegt?«, fragte sie mich.

Ich lachte ebenfalls. »Manchmal muss man etwas verrückt sein, um die Verrücktheit zu überwinden. Und an dieser irrationalen Angst festzuhalten war definitiv verrückt.«

»So bist du also den wütenden Leuten begegnet, die an ihren drei Fernsehprogrammen festklebten, die ihnen nicht gefielen, hm?«, fragte Casey. »Du hast erkannt, dass ihre Wut in Wirklichkeit Angst war?«

Ich nickte. »So ist es. Ich war in der Lage, sie völlig anders zu sehen. Sie hatten vor allem Angst, das war mir bewusst. Also versuchte ich, wie mein kleiner, freundlicher, erleuchteter Reisender zu sein und ihnen zu vermitteln, dass alles o.k. sein würde. Sie würden nicht obdachlos werden, und niemand würde ihnen ihre Kinder wegnehmen ... alles würde gut werden.«

»Wie haben sie darauf reagiert?«

Ich zuckte schmunzelnd mit den Achseln. »Ich glaube, die meiste Zeit hielten sie mich für verrückt. Aber das macht mir nichts aus. Letztlich geht es um eine grundlegende Entscheidung. Wenn man sich so stark mit etwas beschäftigt, dass man es verändern möchte – dann sollte man es versuchen. Manchmal geschieht dann etwas

Großartiges, denn für einige Menschen wird dieses Engagement zu ihrem ZDE und es gibt ihnen einen Grund, jeden Tag aufzustehen.«

Ich hielt inne. »Aber wenn es jemandem in Wirklichkeit nicht so wichtig ist, dann könnte er seine Zeit und Energie ebenso gut einem Programm widmen, das ihm mehr bietet als einen Anlass, um sich aufzuregen.«

»Ein Feigling stirbt tausend Tode, aber ein mutiger Mensch nur einen«, sagte Casey.

Ich sah sie fragend an.

»Genau so habe ich lange Zeit auch auf diesen Spruch reagiert«, erklärte sie mir. »Ich habe ihn gehört, seit ich ein Kind war, aber ich bin nie schlau daraus geworden. Dann habe ich mich eines Tages mit einem Gast hier im Café unterhalten und da begriff ich es. Er erzählte mir von einer Meldung in den Nachrichten, die ihn sehr beschäftigte. Es ging darum, dass manche Menschen das Gesundheitssystem ausnutzten, um kostenlose Behandlungen zu bekommen.

Es war so wie in deinem Beispiel. Die Nachrichtenmeldung hatte nichts mit dem persönlichen Alltag des Mannes zu tun, aber sie machte ihn richtig wütend. Seine unterschwellige Angst beherrschte ihn. Und je mehr er über diese Meldung nachdachte und redete, desto wütender wurde er.«

»Er starb tausend Tode?«, fragte ich.

Casey nickte. »Genau. Der Feigling lebt in ständiger Angst vor all den Dingen, die schiefgehen könnten. In seiner Vorstellung, aufgrund seiner Gedanken, stirbt er tausend Tode. Aber der mutige Mensch erkennt, wie sinnlos es ist, den Verstand so außer Kontrolle geraten zu lassen. Er führt das Leben, das er leben möchte.«

Casey lächelte. »Wir alle sterben an irgendeinem Punkt. Es wird passieren. Aber der mutige Mensch muss diesen Prozess nur ein Mal durchmachen.«

Casey, Mike, Emma, Jessica und ich surften stundenlang. Wenn es uns zu anstrengend wurde, ruhten wir uns am Strand aus oder aßen eine Kleinigkeit. Danach gingen wir sofort wieder zurück ins Wasser. Es ist erstaunlich, wie mühelos man Zeit mit Dingen verbringen kann, die einen glücklich machen. Der Tag flog nur so vorbei.

Am späten Nachmittag begann sich die Sonne tiefer über den Horizont zu senken. Dabei leuchtete der Himmel in einer wunderbaren rosa Färbung. Die Strahlen der untergehenden Sonne wurden von zart gefiederten Wolken reflektiert. Es war ein Bild höchster Vollendung, das sich, so weit das Auge reichte, in beide Richtungen über den Horizont erstreckte.

Wir waren alle hinter die Brandung gepaddelt und beobachteten, wie die Sonne sich immer tiefer und tiefer hinabsenkte.

»Ich kann nicht glauben, dass ich das hier verpasst habe«, seufzte Jessica. »Ich bin mittlerweile so damit beschäftigt, beschäftigt zu sein, dass ich mir den Sonnenuntergang nie mehr anschau.«

»Und von einem Surfbrett aus ist es noch besser, nicht wahr?«, fragte Mike.

Jessica nickte strahlend. »Ja, das ist es.«

Wir schwiegen alle eine Weile. Die Wellen schwappten gegen den Rand unserer Surfbretter, eine weiche warme Brise erfüllte die Luft, der unglaubliche Sonnenuntergang ... Vollkommenheit.

Jessica brach das Schweigen mit einem aufgeregten Schrei. »Eine Meeresschildkröte!«, rief sie. »Seht nur, eine Schildkröte!«

Unwillkürlich blickte ich zu Casey. Bei meinem letzten Besuch im Café hatte sie mir eine Geschichte über eine grüne Meeresschildkröte erzählt. Im Kern besagte die Geschichte, dass wir unsere Zeit und Energie mit Dingen vergeuden, die uns nicht so wichtig sind – wenn wir nicht aufpassen. Eröffnen sich dann Chancen, die wir wirklich gerne ergreifen würden, haben wir keine Zeit oder Energie dafür.

Wenn wir uns nicht vorsehen, stehen wir am Ende mit einer Ansammlung von Lebenserfahrungen da, die keineswegs dem Leben entsprechen, das wir eigentlich gerne führen wollten. Casey wurde das deutlich vor Augen geführt, als sie beobachtete, auf welche Art und Weise eine grüne Meeresschildkröte auf ihre Umgebung reagiert.

Diese Geschichte hatte mein Leben verändert. Seit jenem Abend im Café war sie mir fast jeden Tag in den Sinn gekommen. Und nun befand sich eine grüne Meeresschildkröte direkt neben uns! Die Vollkommenheit des Augenblicks war noch vollendeter geworden. Ich betrachtete die Schildkröte und blickte dann erneut zu Casey. Sie zwinkerte mir zu. Dann deutete sie mit dem Kopf auf Jessica.

Als ich zu ihr sah, tauchte die Schildkröte unmittelbar neben ihrem Surfbrett auf.

»Das ist Honu Honu«, sagte Emma aufgeregt.

»Honu Honu?«, fragte Jessica.

»»Honu« bedeutet Schildkröte auf Hawaiianisch«, erklärte Mike.

»Seht ihr den kleinen Buckel auf ihrem Panzer?«, fragte Emma.
»Hin und wieder sehen wir sie hier draußen. Ich habe ihr den Namen Honu Honu gegeben.«

»Das ist fantastisch«, sagte Jessica. Die Schildkröte war nur etwa einen Meter von ihr entfernt, und Jessica konnte den Blick nicht von ihr abwenden.

»Casey kann Ihnen später eine gute Geschichte über eine grüne Meeresschildkröte erzählen«, sagte ich zu Jessica.

»Tatsächlich?«, fragte sie und sah Casey an.

»Aber sicher«, antwortete Casey. »Wenn wir wieder am Strand sind.«

Wir beobachteten Honu Honu eine Weile. Sie bewegte sich mühelos im Wasser. Sie glitt mit dem Strom der Wellen dahin und wartete geduldig, wenn die Strömung gegen sie arbeitete.

»Ebbe und Flut«, murmelte ich leise vor mich hin.

Emma hatte es gehört. Sie drehte sich zu mir und sah mich an.
»Was bedeutet das?«

»Es geht um die Bewegung des Wassers«, erklärte ich ihr.
»Manchmal gibt die Strömung dir einen Schub und bringt dich vorwärts. Dann flutscht alles. Praktisch mühelos. Zuweilen fließt die Strömung in die andere Richtung. Sie zieht dich von deinem Ziel weg.«

»Genauso ist das, wenn wir mit dem Surfen fertig sind und versuchen, zum Strand zurückzukommen«, überlegte Emma. »Eine Welle schiebt uns näher ans Ufer heran, und nachdem sie am Strand angekommen ist, fließt sie zurück, sodass die Strömung uns mit hinauszieht.«

»Stimmt.«

»Warum hast du das gerade vor dich hin gesagt?«

Ich nickte lächelnd. »Ich sage das manchmal, um mich daran zu erinnern, gelassen zu bleiben. So wie die Wellen am Strand zieht uns auch die Strömung des Lebens mal hierhin, mal dorthin.«

Ich sah zu Jessica und betrachtete dann den Sonnenuntergang. »Wenn die Strömung des Lebens gerade gegen uns zu arbeiten scheint, läuft alles schief. Wir haben das Gefühl, immer weiter von dem Punkt weggezogen zu werden, den wir erreichen möchten. Aber es gibt auch stets wieder die entgegengesetzte Strömung, Zeiten, wo die Dinge im Fluss sind. Immerzu. Manchmal ist es leichter, sich daran zu erinnern, als zu anderen Zeiten.«

Ich sah Emma an und lachte. »Also habe ich mir selbst klargemacht, dass selbst in Phasen, in denen ich das Gefühl habe, mich *häufig* inmitten einer Ebbe zu befinden ...«

»Die Flut wiederkommt«, sagte Jessica leise.

Ich nickte. »Genau. Ebbe und Flut. Ebbe und Flut. Bereits wenn ich es sage, beruhigt es mich. Es erinnert mich daran, dass die Flut kommen wird.«

Die Sonne war fast hinter dem Horizont verschwunden.

»Es ist Zeit zurückzukehren, Coconut.«

Emma wendete sich Mike zu. »Noch zwei Wellenritte. Können wir noch zwei machen?«

Mike lächelte. »Zwei noch.« Er schaute zu den Wellen hinaus. »Hier kommt schon der erste.«

Eine große Welle türmte sich auf. Mike und Emma richteten ihre Surfbretter aus und begannen zu paddeln.

Emma drehte den Kopf und schaute zu uns zurück. »Kommt ihr auch?«, rief sie.

»Bei der nächsten«, rief ihr Casey zu.

Die Welle rollte unter uns hindurch, und ich konnte die begeisterten Schreie von Emma und Mike hören, als sie die Welle erwischten und sich auf ihre Bretter stellten.

»Bereit?«, fragte mich Casey. Eine weitere große Welle baute sich auf und kam auf uns zu.

»Sie gehört ganz dir«, antwortete ich. »Ich warte auf eine etwas kleinere.«

»Ich auch«, sagte Jessica.

»Wir sehen uns am Strand«, antwortete Casey und begann zu paddeln. Die Welle lief unter uns hindurch und ein paar Augenblicke später sahen wir, wie Casey auf ihrem Brett auf das Ufer zu surfte.

Jessica drehte sich um und blickte aufs Meer. »Es war ein toller Tag«, sagte sie. »Danke, dass Sie mich heute Morgen davon überzeugt haben zu bleiben.«

Ich nickte. »Gern geschehen.«

Wir beide betrachteten eine Weile das Meer.

»Es gab eine Zeit, zu der ich bereit war, den größten Teil meines Lebens aufzugeben, weil er mir nicht besonders gut gefiel«, sagte ich schließlich.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich saß montagsmorgens in der Arbeit und wünschte mir, ich könnte die Uhr bis zum Arbeitsende am Freitag vorstellen. Ich war bereit, fünf Tage meines Lebens pro Woche dranzugeben, nur um die Tage zu erreichen, die ich mochte.«

Ich breitete die Arme aus. »Es ist schwer vorstellbar, wenn man erkennt, dass man jeden Tag so etwas wie *dies hier* tun kann.«

»Je mehr wir auf unserem Spielplatz spielen, desto weniger sind wir bereit, uns außerhalb davon aufzuhalten«, sagte Jessica. Sie lächelte. »Entschuldigen Sie, ich habe nur gerade etwas für mein persönliches Notizbuch herausgefunden.«

»Und das wäre?«

»Wenn ich ein Mal pro Woche zum Strand ginge, dann würde ich mich daran erinnern, wie gerne ich es tue. Ich würde mir mein Leben entsprechend einrichten. Aber wenn ich sechs Monate nicht dort war, ist mir nicht bewusst, was ich verpasse. Also lasse ich zu, dass ich meine Zeit mit Dingen fülle, die mir nicht gut gefallen.«

Sie sah mich an. »So ist es wahrscheinlich auch, wenn Sie auf Reisen sind, oder? Anschließend erinnern Sie sich daran, wie gut es Ihnen gefällt, sodass diese Energie Sie durch Ihr Arbeitsjahr trägt, bis Sie wieder aufbrechen.«

Ich nickte. »So ist es. Ich fördere die Energie aber noch zusätzlich. Wenn ich von einer Reise zurückkomme, drucke ich ein paar Hundert Bilder aus, die mich an die Highlights meiner Abenteuer erinnern. Dann bringe ich die Fotos mit Klebepads überall in meiner Wohnung an. Ob ich mir also die Zähne putze, Stretching-Übungen mache oder beim Frühstück sitze ... ich bin stets von dieser Energie umgeben.«

Ich lachte. »Und natürlich nutze ich meine Wochenenden, um Ausflüge zu machen. Es ergibt keinen Sinn, das ganze Jahr darauf zu warten, ein paar Abenteuer zu erleben.«

»Ihr Leben hätte ich gerne«, sagte Jessica.

»Das können Sie sich so einrichten«, erwiderte ich. »In diesem Moment haben Tausende von Menschen ein Leben, das Sie gerne hätten. Warum sollten Sie nicht einer dieser Menschen sein?«

»So habe ich das noch nie gesehen.«

»Irgendjemand ist gerade in Afrika und beobachtet Elefanten. Ein anderer Mensch gründet sein eigenes Unternehmen oder studiert noch einmal oder er beschließt, mehr Zeit mit seinen Kindern zu verbringen – das könnten Sie sein.«

»Das *könnte* ich sein«, murmelte sie.

»Bei meinem letzten Besuch hat Casey mir mit einem kleinen Rechenbeispiel die Augen geöffnet«, sagte ich.

Jessica lachte. »Wirklich?«

»Ja, wirklich. Sie hat mir Folgendes klargemacht: Wenn ich mich jeden Tag nur 20 Minuten mit Kleinigkeiten beschäftige, die mir eigentlich nicht wichtig sind – etwa mit Spammails –, kostet mich das letztlich ein Jahr meines Lebens. Diese Erkenntnis hat mich inspiriert. Mal sehen, ob ich Sie mit einem anderen kleinen Rechenbeispiel beflügeln kann, an das ich ständig denke.

Die meisten Menschen hängen in einer Falle fest. Sie glauben, das Ziel des Lebens bestehe darin, Geld zu verdienen, Geld zu sparen und dann mit 65, wenn man in Rente geht, das Leben zu führen, das man sich wünscht. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei circa 79 Jahren. Wenn der Plan aufgeht, bedeutet das also, man bekommt 14 wirklich gute Jahre.

Allerdings habe ich erkannt, dass diese Jahre gar nicht so *rosig* sind. Die Leute werden krank, sie sind weniger mobil, einige ihrer Freunde sterben ... Natürlich kann man jenseits der 65 immer noch

ein überaus aktives und erfüllendes Leben haben. Aber die Realität beschert uns nicht immer die glücklichen, lachenden, sorglosen Gesichter, die wir in der Werbung sehen. Das Alter holt uns ein.«

»Also sollten wir die Dinge jetzt tun«, sagte Jessica.

Ich nickte. »Niemand kann Ihnen den heutigen Tag nehmen. Den wunderbaren Tag, das Surfen, den Spaß, die Gespräche ... Der Sonnenuntergang, die Beobachtung der grünen Meeresschildkröte – all das gehört für immer Ihnen. Sie haben es auf die Bank gebracht. Es spielt keine Rolle, was nach Ihrem 65. Geburtstag passiert.

Mir ist bewusst geworden, dass das System für mich umgekehrt funktioniert. Die meisten Menschen werden von der Angst dominiert, in der Zukunft nicht abgesichert zu sein. Also arbeiten sie sich auf. Sie versuchen in Jobs erfolgreich zu sein, die ihnen nicht gefallen, sie verzichten auf Urlaube mit den Menschen, die sie lieben, auf Wochenenden ... Und wofür? Für die Hoffnung, dass es sich letztlich auszahlen wird?

Rechnen wir diesen Zeitraum nun einmal in Tage um. Angenommen, alles funktioniert nach Plan. Mit 65 hören diese Leute auf zu arbeiten und tun, was sie lieben. Die 5 Tage pro Woche gehören nun ihnen. Sie bekommen also 5 Tage mal 52 Wochen mal 14 Jahre. Das macht ...«

»Ich hab's«, sagte Jessica.

Sie spritzte etwas Wasser auf ihr Surfboard, fuhr mit den Fingern durch die Tropfen und schrieb die Zahl. »3640«, sagte sie. »Das klingt nach viel.«

»Warten Sie's ab!«, entgegnete ich schmunzelnd.

»Wie viele Tage bekommt man, wenn man sich einen Job aussuchen kann, bei dem man dafür bezahlt wird, was man liebend gerne tut?«

»Zum Beispiel zu surfen«, sagte Jessica.

»In diesem Moment *werden* irgendwo auf der Welt Leute fürs Surfen *bezahlt*«, sagte ich. »Und es gibt Zehntausende von Menschen, die im weiteren Sinne etwas mit dem Surfen zu tun haben und dafür Geld bekommen. Für alles Mögliche – Buchhaltung,

grafische Gestaltung, Fotografie, Produktentwicklung, Event-Promotion, Marketing und tausend andere Dinge.«

»Einer davon könnte ich sein«, sagte Jessica.

»Sie, ich und jeder andere, der das möchte«, sagte ich. »Und auf wie viele Tage kommt man dann?«

Jessica spritzte noch mehr Tropfen auf ihr Board. »Mal sehen. 22 Jahre bis 65 Jahre, das macht ...«

»Es sind sogar 22 bis 79«, korrigierte ich sie. »Solchen Leuten geht es sehr gut in ihrem Job. Wir können ihre Rentenjahre daher dazurechnen.«

Jessica berechnete das Ergebnis noch einmal neu. »14 820!«

»Das ist vier Mal so viel«, sagte ich. »Und man muss nicht bis zum Ende warten, um es zu genießen.«

»Warum machen Sie es dann nicht?«, fragte Jessica. »Sie arbeiten ein Jahr und nehmen dann ein Jahr frei.«

Ich nickte. »Bei mir ist es ein Prozess. Am Anfang habe ich erst einmal losgelassen und ein Jahr freigenommen. Jetzt lebe ich nach dem Modell ein Jahr Arbeit, ein Jahr frei.« Ich lächelte. »Ich bin bei der Suche nach der perfekten Kombination etwas faul geworden. Ideal wäre es, alle zwei Jahre freizunehmen, um zu reisen, und außerdem großartige Minuten in den Arbeitsjahren zu erleben. Es inspiriert mich, wieder hier zu sein, und es ist tatsächlich an der Zeit, die nächste Ebene zu erreichen. Ich weiß, dass es sie gibt.«

Jessica schmunzelte. »Jemand macht es so. Sie könnten es sein.«

Ich lachte. »Ich könnte es sein.«

»Das war fantastisch!«, sagte Emma. »Habt ihr gesehen, wie wir die letzte erwischt haben?«

Sie und Mike waren ihre Welle gesurft und dann für einen weiteren Ritt wieder hinausgepaddelt.

»Willst du beim letzten Mal neben mir surfen, Jessica?«, fragte Emma. »Wir können eine kleinere Welle nehmen, wenn du möchtest.«

Jessica lächelte. »O. k., Trainerin, ich bin dabei. Sag mir einfach, wann ich mich bereit machen muss. Wir können jederzeit starten.«

Mike klopfte auf Emmas Surfbrett. »Was hältst du von einem kleinen *Luau* für fünf Personen, heute Abend nach dem Surfen, Coconut? Wir könnten ein Feuer am Strand machen und dort essen.«

»Ja, ja, ja!«, antwortete Emma und schaukelte quirlig mit ihrem Surfboard. »Kann ich Sophia und Tutu dazu einladen?«

Mike nickte. »Das wäre perfekt. Wir machen ein Luau für sieben Personen daraus.«

»Das wird dir wunderbar gefallen, Jessica«, sagte Emma. »Es macht *wirklich* Spaß. Wir kochen etwas, schauen in den Sternenhimmel und tanzen!«

Jessica zögerte.

»Sie müssen nicht tanzen«, sagte Mike zu ihr.

Sie lächelte. »Nein ... ich ... ich möchte ja gerne.« Sie sah mich an. »Irgendjemand wird sich heute Abend bei einem Luau prächtig amüsieren, nicht wahr? Das könnte also auch ich sein.«

Ich schmunzelte. »Genau. Das könnten auch Sie sein.«

»Zeit zum Wenden«, sagte Emma. Sie klopfte auf Jessicas Surfbrett.

Jessica warf einen Blick auf die herannahende Welle. »Ich sehe sie, Trainerin.«

Emma und Jessica richteten ihre Surfbretter aus und begannen zu paddeln.

»Wir sehen uns am Strand, Dad«, rief Emma über ihre Schulter zurück.

»O. k.«, rief Mike ihr zu. »Erzähl Casey von dem Luau.«

Die Welle glitt unter uns hindurch. Wir hörten Emma und Jessica lachen, als sie sich auf ihre Bretter stellten und auf den Strand zu surften.

»Wie hast du das nur hinbekommen, Mike?«, fragte ich. »Sie ist wirklich ein besonderes Kind.«

Er lächelte. »Danke. Es ist eine wunderbare Erfahrung. Wie ich vorhin bereits gesagt habe, ist es nicht jedermanns Weg. Für manche Menschen gibt es andere Abenteuer, die ihrem ZDE mehr entsprechen. Aber für mich ist es ein großartiges Abenteuer.«

»Wenn ich sehe, wie viel Freude du mit ihr hast, kann ich mir kaum vorstellen, dass es *nicht* zu den Abenteuern von jedem Menschen passt«, erwiderte ich.

Mike lachte. »Vielleicht liegt das daran, dass es ein Teil von *deinen* Abenteuern ist.«

Ich schmunzelte. »Früher habe ich das eigentlich nie gedacht. Aber in den letzten Jahren bekam ich so meine Zweifel. Und wenn ich dich und Emma so sehe ... hinterfrage ich meine Haltung noch mehr. Macht es so viel Spaß, wie es bei euch wirkt?«

Mike nickte. »Wie die meisten Dinge im Leben bereitet es so viel Freude, wie du zulässt, John. Bevor ich Vater wurde, habe ich ein paar bewusste Entscheidungen getroffen, was für ein Vater ich sein wollte. Sie waren mir ein guter Leitfaden.«

»Was waren das zum Beispiel für Entscheidungen?«

»Nun, zunächst habe ich mir bewusst gemacht, dass Babys bei ihrer Ankunft bereits eine eigene Persönlichkeit haben. So groß die Versuchung auch sein mag, Emma als mein Eigen zu sehen, ist sie doch in Wirklichkeit ein eigenständiger Mensch. Sie hat ihre eigene Energie und ihren eigenen Weg.

Sie ist Mein in der Hinsicht, dass ich ihr biologischer Vater bin und sie meine Tochter ist. Gleichzeitig wusste ich vom ersten Moment an, in dem ich sie angesehen und auf dem Arm gehalten habe, dass sie so viel mehr ist als das. Sie hat ihr eigenes Wesen. Ihr standen seit ihrer Ankunft ihre eigenen Abenteuer bevor.«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht, ob du das verstehst. Wahrscheinlich habe ich es selbst nicht verstanden, bevor ich es erlebte. Ich sehe es so: Sie ist mein Kind, und ich würde – wenn nötig – ohne zu zögern mein Leben für sie geben. Aber gleichzeitig gehört sie mir nicht. Mir wird lediglich das großartige Geschenk zuteil, einer der Menschen zu sein, der sich um sie kümmern und für sie da sein darf.«

»Und der ihr etwas beibringen kann?«, fragte ich.

»Manchmal«, antwortete Mike. »Wir alle können andere etwas lehren, daher gehört es manchmal tatsächlich zu meinen Aufgaben, ein Lehrer zu sein.« Er lächelte. »Und genauso oft, wenn nicht sogar öfter, erwidert sie das Geschenk und bringt mir etwas bei.«

»Wirklich?«, fragte ich. »So habe ich das nie betrachtet.«

»So ist es, wenn du es zulässt«, erklärte er. »Man muss sich von vielen Vorstellungen lösen. Da ist zum Beispiel unser Ego, da sind unsere Kultur und die Gesellschaft. Sie versuchen uns davon zu überzeugen, dass wir als Eltern viel mehr wissen als das Kind. Denk doch nur an einige sprichwörtliche Wendungen.«

»Kinder sollten sich benehmen, man sollte sie sehen, aber nicht hören«, warf ich instinktiv ein.

Mike nickte: »Genau. Viele Menschen glauben, die Meinung oder die Gedanken eines Kindes seien nicht so wichtig wie die eines Erwachsenen. Aber das stimmt keineswegs. Wenn wir zulassen, dass wir dem Kind auf einer Ebene, von Mensch zu Mensch, begegnen – oder noch besser, von Seele zu Seele –, dann können wir wirklich viel miteinander teilen und voneinander lernen.«

Er lächelte. »Als Emma fünf Jahre alt war, habe ich sie nach Afrika mitgenommen. Sie ist vom Typ her jemand, der gerne weiß, was ihn erwartet. Wenn wir am Strand sind und ich ihr sage, dass wir sofort aufbrechen müssen, ist das keine gute Erfahrung für sie. Sie spürt den Druck in diesem Moment und reagiert dementsprechend. Wenn ich ihr dagegen sage, dass wir in fünf Minuten aufbrechen werden,

packt sie von alleine ihr Strandspielzeug zusammen und ist danach bereit zu gehen.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte ich. »Ich möchte auch gerne wissen, was mich erwartet.«

»Ich ebenfalls«, antwortete Mike. »Vielleicht hat sie es auch von mir. Aber das glaube ich nicht. Ich denke, sie kam mit diesem Aspekt ihrer Persönlichkeit bereits zur Welt. Sie spürt die Energie und sie mag die Energie nicht, die mit Stress einhergeht.

Jedenfalls war mir bewusst, dass sie gerne weiß, was auf sie zukommt. Daher informierte ich sie frühzeitig, dass sie ein paar Impfungen benötigte, um mit mir nach Afrika fahren zu können. Zunächst schien der Schuss dieses Mal allerdings nach hinten loszugehen. Emma mag keine Spritzen, daher erklärte sie mir, sie wolle nicht nach Afrika reisen.«

»Was geschah dann?«

Mike lächelte. »Es bereitete für uns beide den Boden dafür, voneinander zu lernen. Als sie sagte, sie wolle nicht fahren,

bemerkte ich, dass ein Teil von mir für einen überaus kurzen Moment wütend wurde.«

»Dir ist das passiert?«, fragte ich überrascht.

»Viele von uns haben solche alten Muster«, antwortete Mike. »Wir müssen lediglich erkennen, worum es sich dabei handelt. Es ist nicht die Wahrheit, und es ist nicht so, wie es sein sollte. Es handelt sich einfach um ein altes Muster, das wir in unserer Jugend erlebt haben oder das sich in unserem Unterbewusstsein festgesetzt hat, weil wir es irgendwo wahrgenommen haben.«

»Als dir dieser kurze Wutmoment widerfahren ist, wovor hattest du da Angst?«, fragte ich Mike.

»Sehr gut beobachtet«, antwortete er. »Das ist bestimmt eine Erkenntnis, die du in deinem Notizbuch festgehalten hast. Du hast recht. Jede Wut ist eine Manifestation von Angst. Meine aufkeimende Wut in diesem Moment war die Angst davor, möglicherweise nicht nach Afrika fahren zu können.«

»Was hast du dann gemacht?«

»Tja, das sind die Momente im Leben, in denen man eine Entscheidung treffen muss. Ich hätte die dominante Elternrolle einnehmen und Emma zurechtweisen können. Ich hätte ohne nachzudenken austeilen und so meine Angst aufleben lassen können ...«

Mike veränderte den Ton seiner Stimme, so als wäre er wütend. »Weißt du, wie gut du es hast, dass du nach Afrika fahren kannst? Wie viele Kinder in deinem Alter können dorthin reisen und die Tiere sehen? Und du beklagst dich auch noch! Das war's! Wir fahren nicht nach Afrika! Und du darfst nie mehr deine Lieblingstiersendung im Fernsehen anschauen ...«

»Es tut weh, das zu hören, obwohl ich weiß, dass du nur so tust«, sagte ich.

Er nickte. »Ich weiß. Und als ich mir überlegt habe, was für ein Vater ich sein will, habe ich unter anderem beschlossen, nicht so *ein* Vater zu sein.«

»Was hast du also stattdessen getan?«

»Als Emma mir sagte, sie wolle nicht fahren, nahm ich sie hoch, setzte sie mir auf den Schoß und umarmte sie fest. Mit leiser, ruhiger Stimme sagte ich ihr, dass ich sie verstehe und auch keine Spritzen mag. Dann erklärte ich ihr, dass man sich als Abenteurerin wie sie nicht aufgrund von Kleinigkeiten von den großen Dingen abhalten lassen darf.

Eine Spritze zu bekommen ist nicht schön. Es dauert aber auch nicht lange. In fünf Minuten ist alles vorbei. Ja, der Arm tut etwas weh«, Mike schmunzelte. »Obwohl sogar das abgemildert werden kann, wenn man danach zum Eisessen geht, um zu feiern, dass man ›afrikabereit‹ ist.

Der Punkt ist: Eine Spritze zu bekommen ist eine Kleinigkeit im Vergleich dazu, nach Afrika zu fahren und die Tiere von Nahem zu erleben.«

»Also hast du ihr das erklärt?«

»Genau so. Dann habe ich sie gefragt, wie sie darüber denkt.«

»Und sie hat gesagt, dass sie mitfährt?«, fragte ich ihn.

Er nickte. »Übrigens«, sagte er, »vor genau dieser Entscheidung stehen wir ständig, bei jeder Begegnung. Egal, ob es sich um Eltern und ihr Kind, zwei Erwachsene oder einen Chef und seinen Angestellten handelt ... In jedem Moment, an jedem Tag können wir uns für den rechten Weg entscheiden, eine Verbindung zu dem anderen Menschen herstellen und die Dinge aus seiner Perspektive betrachten. Oder wir lassen zu, dass sich die Angst in Wut verwandelt, und versuchen unser Ziel mit Gewalt durchzusetzen.«

»Ihr seid also nach Afrika gefahren.«

»Und als wir dort waren, hat Emma mir dieselbe Lektion erteilt«, sagte Mike.

Ich lachte. »Wirklich?«

Er nickte. »Ja. Wir hatten eine fantastische Zeit dort. Aber eines Tages war ich müde von einer anstrengenden Fahrt mit dem Auto. Wir waren bereits seit vier Wochen unterwegs und an diesem Tag waren wir fünf Stunden auf schwierigen, gefährlichen und sehr holprigen Straßen gefahren. Als wir schließlich an unserem Ziel, einem abgelegenen Campingplatz, ankamen, war dieser viel einsamer, als ich es erwartet hatte. Dort gab es fast nichts.

Es wurde bereits dunkel und ich hatte Bedenken, ob wir es schaffen würden, noch alles aufzubauen, bevor es stockfinster war. Außerdem hatte ich einen Ort erwartet, an dem man etwas zu essen kaufen konnte. Aber Fehlanzeige. Obwohl wir Proviant dabei hatten, machte ich mir ein bisschen Sorgen, wie ich etwas zum Essen für Emma organisieren konnte.

Als ich dann versuchte, unser Zelt aufzubauen, gelang es mir nicht, die Zeltschnüre richtig zu spannen. Das Zelt fiel drei Mal hintereinander in sich zusammen. Und ich fühlte mich überfordert. Einfach völlig überfordert von dem Tag, dem Moment ... Als ich so dort stand, ein paar Mal tief durchatmete und versuchte, das Ganze ins richtige Verhältnis zu rücken, kam Emma zu mir und schlang ihre Arme um meine Beine.

Sie spürte, wie frustriert ich war, und fragte mich, ob es mir gut gehe. Ich sagte ihr, dass ich nur wegen des Zelts frustriert sei.

›Tja, Dad‹, sagte sie enthusiastisch mit ihrer zarten Stimme, ›du darfst dich nicht aufgrund von Kleinigkeiten von den großen Dingen abhalten lassen. Ich meine, ein Zelt aufzubauen ist eine Kleinigkeit, aber hier in Afrika zu sein ist etwas Großes. Wir werden es schaffen, das Zelt aufzustellen. Aber wir sollten dankbar dafür sein, dass wir den ganzen Weg bis hierher nach Afrika gekommen sind und die Tiere und alles andere sehen können. Nicht viele Menschen können das, aber wir sind jetzt hier und haben das alles.‹«

Mike lachte und schüttelte den Kopf. »Was sie sagte, war genau richtig. Aber es war nicht nur das. Es war auch die Art und Weise, wie sie es sagte: so sachlich und liebevoll und enthusiastisch und voller Weisheit. Gleichzeitig drückte sie es aber auch mit den Worten einer Fünfjährigen aus. Ich hob sie hoch und wirbelte sie ein Dutzend Mal herum. Und dann erneut ein Dutzend Mal, weil sie immer wieder rief: ›Noch mal, noch mal.‹«

»Und es ist euch gelungen, das Zelt aufzubauen«, schob ich hinterher.

»Wir haben das Zelt aufgebaut, etwas zu essen bekommen, gut geschlafen und unser Abenteuer am nächsten Tag fortgesetzt«, antwortete Mike.

»Ich kann mir kaum vorstellen, dass du frustriert oder wütend bist«, sagte ich. »Du wirkst immer so ausgeglichen. Als könne dich nichts aus der Ruhe bringen.«

Er lächelte. »Ich glaube, so bin ich in Bestform. Wenn ich am authentischsten bin. Meine Absicht ist, in jedem Moment so zu sein. Und ich setze alles daran, um so oft wie möglich in diesem Zustand zu leben und eine positive Ausstrahlung zu haben.«

Er zuckte mit den Schultern. »Aber es gibt Zeiten, in denen ich nicht in Bestform bin. Darüber bin ich nicht glücklich. Und ich bemühe mich bewusst darum, die Phasen mit einer solchen Energie und Ausstrahlung zu verkürzen.«

»Wie machst du das?«

»Ich werde zum Beobachter des Moments, anstatt nur ein Teilnehmer zu sein.«

Emma und Jessica gingen vom Strand aus zum Café, ihre Surfbretter trugen sie unter dem Arm. Die Sonne war vollkommen hinter dem Horizont verschwunden. Der rosafarbene Schein auf den Wolken begann zu verblassen.

Jessica drehte sich um und schaute auf das Meer. »Danke, Emma«, sagte sie. »Heute war einer der besten Tage meines Lebens.«

»Prima! Vielleicht solltest du morgen wiederkommen, dann können wir das wiederholen.«

Jessica lachte. Es wirkte so einleuchtend.

»Tue die Dinge, die du gerne machst, und vermeide die Dinge, die dir nicht gefallen«, sagte Emma. »Das hat mein Dad mir beigebracht, und es ist absolut richtig. Da dir das Surfen gefallen hat, mach's wieder.«

»Das ist ein guter Rat, Coach«, antwortete Jessica. Sie blickte auf den wunderschönen Himmel und das Meer. »Hast du zum Schluss noch ein paar Surfweisheiten für mich parat?«

Emma dachte einen Moment nach. »Hm, da du erst mit dem Surfen angefangen hast, habe ich vielleicht etwas für dich. Mein Dad hat es mir beigebracht, als ich klein war, und ich beherzige es stets.«

Jessica lachte insgeheim. Es war so amüsant, dass eine Siebenjährige eine Zeit beschrieb, als sie *klein* war.

»Ich bin ganz Ohr«, sagte Jessica.

»O. k. Es sind drei englische Wörter. Jeder einzelne Buchstabe steht für etwas Bestimmtes. Bei einem Wort stimmt die Grammatik nicht ganz, aber das macht nichts. Es soll nur eine Eselsbrücke sein. Der Satz lautet: *I a sage*.«

»I a sage?«

»Genau. Ich wusste nicht, was das heißt, als mein Dad mir zum ersten Mal davon erzählt hat. Aber dann hat er mir erklärt, dass ›a sage‹ ein Weiser ist. Der Satz bedeutet also ›Ich bin eine weise

Person«. Und so ergab er für mich auch einen Sinn, denn wenn man diese Dinge beim Surfen beherzigt, helfen sie einem sehr gut. Und dann ist man ziemlich weise.«

Jessica schmunzelte. »Und wofür steht *I a sage*?«

»Das ›I‹ steht für *Intuition*. Gute Surfer nutzen ihre Intuition bei der Wahl ihrer Wellen und beim Surfen. Sie fließen irgendwie mit den Wellen, anstatt von ihnen getrennt zu sein. Man sieht immer wieder Leute, die noch nicht lange surfen und ihre Intuition überhaupt nicht einbringen. Sie machen sich so viele Gedanken über jeden Schritt und darüber, was sie als Nächstes tun sollen, und sie fallen *oft* ins Wasser!«

Jessica lachte. »Das habe ich verstanden. Das ist das I.«

»Das ›A‹ steht für *andere Welle*. Wenn man sich ärgert, weil man eine Welle verpasst hat – so hat es mir mein Dad erklärt –, versäumt man zwei weitere, während man dasitzt und sich darüber aufregt. Wenn du eine wirklich gute Welle verpasst hast, bewundere sie, weil sie so schön war, und freue dich darüber, dass du da warst und sie gesehen hast. Aber vergeude deine Zeit nicht damit zu bedauern, dass sie an dir vorüberging. Es gibt stets eine andere Welle.«

»»Stets eine andere Welle«, das habe ich auch verstanden.«



»Das ›S‹ steht für *Starte klein und arbeite dich dann nach oben.*«

»So wie wir es heute getan haben«, sagte Jessica.

»Richtig. Mein Dad hat mit mir im Weißwasser angefangen. Und lange Zeit habe ich nur dort geübt. Dann wurde es etwas langweilig, und ich wollte es mit den Wellen probieren. Also hat er mich die kleinen Wellen surfen lassen. Dann wurden diese etwas langweilig, und nun surfe ich die größeren. Eines Tages will ich in der Tube surfen, im Wellentunnel ... aber jetzt noch nicht.«

Jessica nickte. »Die Tube sieht beeindruckend aus, nicht wahr? Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es sein muss, in diesem kleinen Tunnel zu sein, während die Welle sich genau über einem bricht. Und wie man so viel Sicherheit und Kontrolle haben kann, dass man auf den Füßen bleibt und den Tunnel durchquert, bis man wieder in Freiheit ist.«

Emma nickte. »Es sieht wirklich fantastisch aus. Deshalb will ich darin surfen. Ich muss mich nur herarbeiten. Ich habe einige Erwachsene getroffen, die es zu früh versucht haben und schlimm gestürzt sind. Jetzt versuchen sie es nicht einmal mehr. Dabei sind sie noch gar nicht so alt!«

Jessica lächelte.

»Das andere ›A‹ steht für *andere fragen*. Meine Freundin Sophia und ich tun das die ganze Zeit. Wir beobachten die besten Surfer und fragen sie dann, ob sie uns Ratschläge geben können.«

»Und helfen sie euch?«

»Na ja, nicht immer. Manche von ihnen tun es nicht. Aber die meisten sind sehr nett.« Emma zuckte mit den Achseln. »Man darf sich durch Kleinigkeiten nicht von den großen Dingen abhalten lassen. Es ist ziemlich unbedeutend, wenn jemand mal nicht nett ist. Am Anfang hat es uns etwas ausgemacht, aber jetzt gehen wir sofort zum nächsten Surfer und fragen den. Riesige Wellen zu reiten ist etwas Großes. Das wollen wir uns nicht entgehen lassen, nur weil irgendjemand nicht nett zu uns war.«

»Verstanden. Wofür steht das ›G‹?«

»Können wir uns das ›G‹ bis zum Schluss aufheben? Es ist nämlich mein Lieblingsratschlag.«

Jessica schmunzelte. »O.k., wir stellen es zurück. Was steckt hinter dem ›E‹?«

»Es bedeutet *Experten fallen nicht vom Himmel*. Jeder großartige Surfer wusste zu einem Zeitpunkt X noch nicht, wie man auf einem Board steht. Es ist zwar *wirklich* schwer zu glauben, wenn man die fantastischen Surfer sieht, aber es ist wahr. Als sie angefangen haben, wussten sie nicht mal, wie sie aufstehen sollten. Wenn sie so gut surfen lernen konnten, dann kann ich es auch lernen.«

Jessica nickte. Das erinnerte sie an Johns Bemerkung darüber, wie man ein Meister wurde. »O.k., Coach. Wie lautet dein Lieblingsratschlag?«

Emma strahlte und sagte im Brustton der Überzeugung: »›G‹, *Geh surfen!* Die einzige Möglichkeit, einen Surftag wirklich zu vermasseln, ist, *nicht* surfen zu gehen. Also GEH SURFEN!« Dann führte sie einen kurzen fröhlichen Tanz auf.

Jessica lachte.

»Du kannst mittanzen, wenn du möchtest«, sagte Emma. »Das ist der Geh-Surfen-Tanz. Ich habe ihn erfunden. Du musst nicht alle Schritte können. Versuche einfach mitzumachen, so gut es geht.«

Jessica hob ihre Füße. Sie fühlte sich unbeholfen im Vergleich zu den lockeren, ungezwungenen Bewegungen, die Emma vollführte. »Tu es einfach«, dachte sie bei sich. »Tu's!« Und in den nächsten paar Minuten tanzte sie zwanglos und ohne sich auch nur einen Moment zu bewerten, den Geh-Surfen-Tanz mit Emma.

Das Licht schwand rasch vom Himmel. Bald würde es dunkel sein.

Mike blickte zum sich verlierenden Horizont. »Es ist an der Zeit zurückzusunnen«, sagte er.

Ich wusste, dass er recht hatte. Allerdings beinhaltete seine letzte Bemerkung etwas sehr Wichtiges, das spürte ich. Er hatte davon gesprochen, ein Beobachter des Moments zu sein anstatt nur ein Teilnehmer an einem Moment.

»Wie wäre es mit einem kleinen Beispiel dazu, ein Beobachter zu sein?«, fragte ich ihn. »Danach schnappen wir uns die nächste Welle zum Strand. Ich habe das Gefühl, du hast eine sehr gute Geschichte dazu auf Lager.«

Mike spritzte etwas Wasser auf sein Surfboard. »Gut«, sagte er. »Eine kurze Geschichte. Sie handelt zwar nicht von einem meiner glorreichsten Momente, aber dafür von einem Eintrag in mein persönliches Aha-Notizbuch.

Als Emma und ich auf Reisen waren, mieteten wir uns in Australien für eine Weile einen Campingbus, also im Grunde einen kleinen Bus, in dem man übernachten konnte. Es handelte sich um

ein Experiment. Wir hatten schon viel zusammen gecamppt, was stets großartig funktioniert hatte. Also wollten wir es nun einmal auf diese Weise ausprobieren. Wir dachten, dass es uns großen Spaß machen würde, und für manche Leute ist es sicherlich das Richtige ...«

»Aber nicht für euch beide«, vermutete ich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, für uns war es das nicht. Nachts war es einfach zu unbequem, um gut zu schlafen. Ich weiß nicht, woran es genau lag, aber der Bus war so klein, und die gesamte Unterbringung war für uns irgendwie nicht stimmig. Am schlimmsten war, dass wir beide aus irgendeinem Grund nachts aufwachten und auf die Toilette mussten.«

»Das ist nie toll«, sagte ich.

»Besonders dann nicht, wenn man dafür mitten in der Nacht den Bus verlassen und die sanitären Anlagen aufsuchen muss«, sagte Mike. »Wir sind eigentlich in vielerlei Hinsicht nicht zimperlich, aber irgendwie war das für uns nicht stimmig.«

»Und was geschah dann?«

»Emma ist bis dahin eine wirklich gute Reisegefährtin gewesen. Sie hat nie gejammert und hatte stets eine positive Einstellung. Doch nach etwa drei Wochen, in denen wir regelmäßig nachts aufgewacht waren und zur Toilette mussten, konnte sie nicht mehr und bekam einen Koller. Es war zwei Uhr, und egal, wie sehr ich sie auch zu beruhigen versuchte, sie weinte und schrie einfach weiter. Und zwar laut. *Wirklich* laut.

Also suchte ich in unserem engen, vollgestopften Bus nach ihren Schuhen und zog sie ihr an. Dann suchte ich hektisch nach meinen eigenen Schuhen und schlüpfte hinein. Emma schrie währenddessen ununterbrochen weiter. Schließlich nahm ich sie auf den Arm und trug sie die fünf Minuten zu den Toiletten hinüber. Die ganze Zeit brüllte sie weiter aus voller Kehle.«

Er schüttelte den Kopf. »Die Stellplätze für Camper waren gut belegt, also voll mit Leuten, die ebenfalls dort übernachteten. Wenn man mitten in der Nacht aufgeweckt wird, weil jemand anderer sehr laut ist, ist das ziemlich nervig.

Mir war daher sehr bewusst, dass wir um zwei Uhr nachts mit Emmas lautem Geschrei *alle Leute* aufwecken würden.«

Ich nickte. »Und was geschah dann?«

»Wir kamen bei den Toiletten an, und ich dachte, sie würde sich beruhigen. Doch das tat sie nicht. Es war völlig untypisch für sie, aber sie jammerte und weinte hemmungslos.«

Mike schüttelte den Kopf. »Die Situation war mir wegen all der anderen Leute auf dem Campingplatz derart unangenehm, dass ich Emma androhte, ihr Dinge wegzunehmen, die sie mochte, wenn sie nicht aufhören würde zu schreien. Obwohl ich so etwas gar nicht gerne tue, weil man damit meiner Meinung nach ein schlechtes Vorbild abgibt. In ruhigem Tonfall und sehr direkt sagte ich ihr, sie dürfe am nächsten Tag nicht mit ihrem Lieblingsspielzeug spielen, wenn sie keine Ruhe gab.«

»Hat es funktioniert?«, fragte ich.

»Nein, überhaupt nicht. Sie jammerte nur noch lauter.« Mike zuckte mit den Achseln. »Also sagte ich ihr, dass wir unter diesen Umständen am nächsten Tag nicht ins Tierreservat fahren würden. Darauf hatte sie sich die ganze Woche gefreut.«

»Und?«

»Sie weinte deshalb noch mehr.«

Mike spritzte kopfschüttelnd Wasser auf sein Surfbrett. »Emma erlebte mich in diesem Moment von meiner schlechtesten Seite. So bin ich nicht als Person und definitiv nicht als Vater.«

»Was passierte dann?«, fragte ich.

»Ich betrachtete sie.«

Ich schaute ihn fragend an. »Wie meinst du das?«

»Es war sehr beeindruckend und surreal und ein Geschenk von irgendwoher ... Als wir bei den sanitären Anlagen angekommen waren, setzte ich sie auf eine Toilette. Sie war so müde, dass ich

befürchtete, sie werde herunterfallen, daher kniete ich mich vor ihr hin und hielt sie fest.

Dort waren wir, als ich damit drohte, ihr das Lieblingsspielzeug wegzunehmen und nicht mit ihr ins Tierreservat zu fahren. Doch während ich das tat, geschah etwas. Ich sagte diese Dinge nicht nur, ich hörte sie gleichzeitig. Als würde ein anderer sie sagen. Ich beobachtete die Situation, obwohl ich ein Teil davon war.«

Mike schüttelte langsam seinen Kopf. »Und in der Rolle des Beobachters ...«, er hielt inne. Ich sah, wie greifbar und emotional die Erinnerung für ihn war. Bevor er wieder zu sprechen begann, musste er schlucken und sich einen Moment sammeln.

Schließlich sah er mich an und lächelte trotz seiner aufwallenden Gefühle. »In dieser Rolle des Beobachters sah ich dieses kleine Menschenkind. Das so müde war und so tapfer und stets eine echt großartige Einstellung hatte. Und ich sah die Seele meiner Tochter und ihren Geist und spürte, wie sie litt. Ich spürte es an einem Ort in meinem eigenen Herzen, dessen Existenz mir bisher nicht bewusst gewesen war. Mein Herz bäumte sich so stark auf, dass ich dachte, es werde bersten.«

Ich nickte. »Was hast du dann getan?«

»Ich wischte Emma die Tränen von ihren kleinen Wangen, legte ihr Gesicht gegen meine Schulter und sagte ihr, dass alles gut sei. Dass ihr Daddy da sei und alles in Ordnung sei. Ich erkannte, was für ein Dummkopf ich gewesen war. Ich hatte mir wegen all der anderen Leute auf dem Campingplatz Sorgen gemacht und dabei den Menschen vergessen, der mir auf der ganzen Welt am wichtigsten war.

Emma legte ihre Arme um meinen Hals und ich zog ihre kleine Schlafanzughose hoch. Dann hielt ich sie mit jedem Quäntchen meines Mitgefühls an meine Brust gedrückt fest. Ich flüsterte ihr ins Ohr, dass ich sie liebe und so glücklich bin, dass sie meine Tochter ist.«

Mike wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Ich werde diese Situation nie vergessen«, sagte er. »Bis dahin hatte ich gedacht, ich sei ein guter Vater. In dieser Nacht nahm ich mir fest vor, immer *besser* zu sein. Mich stets zu fordern, um eine intensivere Verbindung zu den Dingen herzustellen, zu denen ich tatsächlich fähig bin.«

»Um Teilnehmer *und* Beobachter deines eigenen Lebens zu sein«, fügte ich hinzu.

Er nickte. »Ganz genau. Bin ich bereit, nur eine Millisekunde nachzudenken, bevor ich etwas sage? Zu überlegen, was für eine Wirkung es haben wird, vor allem in Situationen, in denen Frust und Wut vorherrschen? Kann ich einen Moment als solchen betrachten und ihn ganz wahrnehmen, während er sich entwickelt? Und meine Rolle darin verändern, weil ich präsent genug bin, um gleichzeitig ein Beobachter und Teilnehmer zu sein?«

Er lächelte. »Es ist ein unglaubliches Geschenk, das man sich selbst machen kann. Es geht um die Erkenntnis, dass nicht unser physischer Körper unser Selbst ausmacht, vielmehr sind wir unser Geist, der zufällig gerade in unserem physischen Körper wohnt. Wenn uns das bewusst wird, lösen sich viele Ängste, Wut, Sorgen und Frust im Leben auf. Daran hat Emma mich in dieser Nacht auf dem Campingplatz erinnert.«

45 Mike und ich suchten uns eine Welle aus und surften zum letzten Mal an diesem Abend. Als wir den Strand erreichten, kam

Emma auf uns zugerannt, um uns zu begrüßen. In vollem Tempo und mit ausgebreiteten Armen lief sie Mike entgegen und umschlang seine Beine. »Hi Daddy.«

Er setzte sein Board ab, nahm sie hoch und küsste sie auf die Wange. Dann legte er sie über seine Schulter, hielt sie an ihren Fesseln fest und drehte sich rasch im Kreis. »Wo ist Emma?«, fragte er, als wüsste er nicht, dass sie kopfüber hinter ihm runterhing. »Im Ernst, John, hast du sie gesehen? Vor einer Minute war sie noch da. Emma! Emma!« Er tat so, als würde er sie rufen.

Emma bekam sich gar nicht mehr ein vor lauter Lachen. »Ich bin hinter dir«, sagte sie kichernd.

Mike zog sie über seine Schulter wieder nach oben, sodass er sie wieder vor sich hatte. »Ach, da bist du. Ich habe dich gerade nicht gefunden.«

Emma lachte und legte ihre Hände auf sein Gesicht. »Wir haben ein Feuer gemacht, und Sophia und Tutu werden bald hier sein. Es wird Zeit für das Luau.«

Sie wand sich zum Boden hinab und rannte zum Café zurück.

»Sieht so aus, als wäre es echt Zeit für das Luau«, sagte Mike lächelnd.

Er klemmte sich sein Board unter den Arm, und wir setzten unseren Weg zum Café fort. Dabei musste ich daran denken, dass seine Entscheidungen auf dem Campingplatz sowie allgemein sein Umgang mit Emma zu Momenten wie diesem führten, den ich gerade miterlebt hatte.

Mike und ich gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann fragte ich ihn:

»Was ist, abgesehen von dem Erlebnis auf dem Campingplatz, von dem du mir erzählt hast, die beste Entscheidung, die du als Vater getroffen hast?«

Mike dachte einen Augenblick nach. »An dem Tag, als sie geboren wurde, beschloss ich, Emma nie anzuschreien.«

»Wirklich?«, fragte ich. Ich hatte im Laufe der Jahre viele Eltern erlebt, die es offenbar als normalen Teil der Erziehung betrachteten, ihre Kinder anzubrüllen.

»Das fällt einem besonders auf, wenn man selbst keine Kinder hat«, sagte Mike.

Es verwunderte mich nur ein bisschen, dass er meine Gedanken gelesen hatte.

»Und es gibt viele Leute, die das bewusst so machen«, fügte er hinzu.

»Du hast dich anders entschieden?«

Er nickte. »Ja. Ich war dabei, als Emma geboren wurde. Ich hielt sie, säuberte sie, streichelte ihren winzig kleinen Kopf.« Er lächelte. »Sie war so groß wie eine Kokosnuss. So klein, so zart und doch irgendwie so präsent. Ihre Augen waren sofort geöffnet, und sie sah mich mit einer ruhigen Präsenz an. Als würde sie die Geheimnisse des Universums verstehen. In diesem Moment beschloss ich, dass ich nie mit lauter Stimme zu ihr sprechen und sie nie anschreien würde.«

»Und?«

»Sie ist jetzt sieben. Ich habe es nie getan und ich werde es auch nie tun.«

»Wie gehst du damit um, wenn sie etwas anstellt?«

Der Gedanke, die eigenen Kinder nicht anzuschreien, war mir sehr fremd. Ich konnte mir ein Leben, ohne laut zu werden, kaum vorstellen.

»Wir akzeptieren unser eigenes Verhalten, da es darauf beruht, wie wir uns selbst definieren. Am Tag, als sie geboren wurde, definierte ich mich als Vater, der Emma nie anschreien würde. Wenn ich sie also anschreien würde, widerspräche das meiner Persönlichkeit, es entspräche nicht dem, der ich bin.«

Ich sah Mike verwirrt an.

»Betrachte es einmal so«, sagte er. »Wenn du dich selbst als Abenteurer definieren würdest, wäre es dann normal oder unnormal, wenn du dein Haus nie verlassen würdest?«

Ich lächelte. »Unnormal.«

»Genau. Wenn jemand dich zwingen wollte, in deinem Haus zu bleiben, wäre es nicht stimmig. Weder emotional noch körperlich noch auf der Verstandesebene ... Wenn du dich als Abenteurer

definiert hast, heißt das, Abenteuer zu erleben. Stets zu Hause zu bleiben wäre dann nicht akzeptabel. Du würdest dich weigern, dich so zu verhalten.«

»Ich glaube, ich verstehe«, antwortete ich. »Da du dich als Vater definiert hast, der nicht schreit, würde es sich nicht stimmig anfühlen, wenn du schreien würdest. Weder emotional noch körperlich noch auf rationaler Ebene.«

Er nickte. »Genau. Und das Universum testet gerne, wie überzeugt wir davon sind.«

»Auf welche Weise geschieht das?«

»Nehmen wir zum Beispiel einen Tag, an dem wir aufgrund von tausend unerwarteten Dingen müde und gestresst sind. Es ist spät und wir denken an all die Dinge, die wir an diesem Abend noch tun müssen, und an alles, was für den nächsten Tag erledigt werden muss ... und genau zu dieser Zeit will unser Kind Faxen machen, anstatt sich die Zähne zu putzen.«

»Und man möchte es am liebsten anschreien?«

»So ist es. Man spürt den Stress und die Anspannung. Und ein Teil von einem selbst kennt einen schnellen Ausweg: schreien, so laut man kann, und jeden im eigenen Umfeld einschüchtern, damit alle tun, was man selbst möchte.«

»Aber man schreit nicht.«

Mike schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn man sich selbst treu bleibt. Wenn man bereit ist, die Situation mit etwas Abstand zu betrachten, obwohl man gestresst ist – so wie wir es vorhin besprochen haben –, verändert das alles.«

»Inwiefern?«

»Nun, zunächst einmal erkennt man, dass der eigene Stress und Frust nichts damit zu tun haben, ob jemand sich die Zähne putzt oder nicht. Man ist kurz davor, die eigene Wut an jemand anderem auszulassen, der nichts dafür kann. Und das ist nicht fair. Wenn man unbedingt sauer auf jemanden sein will, sollte man auf denjenigen sauer sein, der einen wütend macht.

Man sollte seinen Ärger nicht an denen abreagieren, die zufällig in der Nähe sind oder die schwächer sind als man selbst.« Mike hielt einen Moment inne. »Und schon gar nicht sollte man ihn an jemandem auslassen, nur weil man weiß, dass er einem verzeihen wird.«

Ich nickte. Das war sehr eindrucksvoll. Wie oft hatte ich miterlebt, dass jemand ein Familienmitglied verbal attackierte. Dabei hatte der Angehörige nichts mit dem zu tun, was die Person wütend gemacht hatte.

»Es gibt noch einen weiteren Aspekt«, fuhr Mike fort. »Wenn man sich als jemand definiert, der nicht schreit, fühlt es sich falsch an, wenn sich ein innerer Drang zum Schreien aufbaut.«

»Wie ein Abenteurer, der zu Hause bleibt«, fügte ich hinzu.

»Genau. In diesem Fall verspürt man vielleicht einen anfänglichen Impuls zu schreien. Aber wenn das geschieht, meldet sich eine stärkere Kraft, die einem sagt: ›Das bist du nicht. Du hast beschlossen, ein Vater zu sein, der *nicht* schreit.«

Deshalb würde man sich viel unwohler fühlen, wenn man schreien würde. Also lässt man es. Diese Erinnerung, die Tatsache, dass man es sich bewusst macht, wirkt beruhigend. Es hilft einem, die Dinge im richtigen Verhältnis zu sehen und authentisch zu sein, so, wie man es für sich beschlossen hat, anstatt das eigene Verhalten von irgendwelchen kulturellen oder sonstigen Konditionierungen steuern zu lassen.

Auf diese Weise kann man eine Distanz zur Situation aufbauen. Sie von außen beobachten, selbst wenn es nur für ein paar Sekunden ist. In diesen Sekunden wird man sich viel klarer darüber, wie die ureigenste Reaktion aussieht. Und dann verhält man sich dementsprechend.«

Ich schüttelte langsam meinen Kopf. »Vielleicht liegt es daran, dass ich all das zum ersten Mal höre, Mike, aber es hört sich komplex an.«

Er nickte. »Das verstehe ich. Wenn man es allerdings auf die grundlegendsten Elemente herunterbricht, ist es in Wirklichkeit ziemlich einfach. Zuerst definiert man, wer man ist. Dann sorgt man dafür, dass man zuweilen eine Distanz zu einer Situation aufbaut, sozusagen aus ihr heraustritt. Das Leben aus der Perspektive des Teilnehmers wie auch des Beobachters betrachtet. Das dauert nur

eine Sekunde. Vielleicht sogar weniger. Und dann verhält man sich dementsprechend.«

»Und das funktioniert?«

Mike lachte. »Sogar an den schlimmsten Tagen.«

Er wendete sich mir zu. »Und nun noch etwas, worüber du nachdenken kannst, John. Würdest du jemanden in dein Haus einladen und ihn dann anschreien, weil du auf jemand anderen wütend bist?«

Ich lachte. »Dann wäre er wahrscheinlich das letzte Mal zu mir gekommen.«

»So ist es. Trotzdem machen viele Leute das die ganze Zeit. Sie laden Menschen, die sie lieben, in ihr Leben ein, was weitaus bedeutender ist, als jemanden nur in sein Haus zu bitten. Dann benutzen sie diese Leute als Ventil, um ihre Wut abzulassen.«

Ich schüttelte den Kopf. »So habe ich das noch nie betrachtet. Aber du hast recht. Ich habe Menschen mit ihrem Partner und ihren Kindern auf eine Weise reden hören, wie sie es nie mit einem Gast des Hauses tun würden. Oder gar mit ihren besten Freunden.«

Wir waren fast beim Lagerfeuer angekommen. Mike setzte sein Surfbrett für einen Moment ab. Er lächelte. »Wenn wir erkennen, wie verrückt unser Verhalten ist, haben wir die Wahlmöglichkeit, es zu verändern. Zu den größten Geschenken, die Emma mir gemacht hat, gehören die Lebenslehren, über die wir gesprochen haben. Denn sie gelten nicht nur für Eltern und Kinder. Sie gelten für all unsere zwischenmenschlichen Beziehungen.«

Er hob sein Surfbrett wieder hoch. »Dort drüben gibt es einen Wasserschlauch und eine Dusche«, sagte er und deutete auf eine kleine Baumgruppe aus tropischen Gehölzen. »Wir können dort alles rasch abspritzen, uns unter die Dusche stellen und dann zum Luau gehen.«

Ich setzte mich mit meinem Board in Richtung Waschbereich in Bewegung. »Wie recht er doch hat«, dachte ich. Unser Gespräch hatte ich zwar im Rahmen der Vater-Kind-Beziehung zwischen Mike und Emma gesehen. Aber die Lehren umfassten weit mehr als lediglich das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern.

»Es ist an der Zeit, mein Notizbuch zur Hand zu nehmen«, dachte ich. »Ich möchte mir diese Dinge merken.«

»Ihr habt es geschafft.«

Nach dem Duschen war Mike zum Café gegangen, um nach Emma und Casey zu sehen. Ich schlenderte zum Strandfeuer hinüber.

Jessica saß auf dem Sand gegen einen großen Vulkanit gelehnt. Viele große Brocken aus vulkanischem Gestein lagen dort in einem Kreis angeordnet. Und in der Mitte knisterte ein kleines Feuer.

Jessica lächelte mich an. »Wir dachten schon, Sie beide hätten beschlossen, zum Nachtsurfen zu gehen.«

Ich lächelte zurück. »Beim nächsten Mal. Nein, wir hatten nur ein gutes Gespräch, und die Zeit verging wie im Flug.«

Jessica nickte. »Das Gefühl kenne ich. Die Erfahrung scheint man an diesem Ort häufig zu machen.«

Ich setzte mich neben sie. »Sie sehen glücklich aus. Zufrieden.«

Sie nickte. »Ich weiß nicht, woran es genau liegt. Ich fühle mich einfach leichter. Ich fühle mich so ...«

»So, wie man sich im Leben fühlen sollte?«, fragte ich.

Sie nickte. »Ja. Vor dem heutigen Tag war ich in einer Kiste gefangen und wusste nicht, wie ich dort wieder herauskommen sollte. Jetzt ist die Kiste verschwunden, und es kommt mir so vor, als sei sie nie da gewesen. Ich dachte lediglich, sie wäre da. Ich hatte mich selbst so lange von ihrem Vorhandensein überzeugt, dass sie in meinen Gedanken sehr real wurde. Aber nun ist sie verschwunden.«

Sie sah mich an. »Ist das für Sie irgendwie nachvollziehbar?«

Ich nickte. »Mir ging es sehr ähnlich, als ich zum ersten Mal im Café war. Ich blieb die ganze Nacht dort. Als ich am nächsten Morgen wieder wegfuhr, hatte ich das Gefühl, etwas verstanden zu haben.« Ich zuckte mit den Achseln. »Ich bin nicht einmal sicher, ob ich wusste, was ich begriffen hatte, aber alles fühlte sich klarer an. Und wie Sie gesagt haben – leichter.«

»Bleibt dieses Gefühl?«, fragte Jessica. »Ein Teil von mir hat fast ein bisschen Angst davor, weiterhin so zu empfinden. Es fühlt sich so richtig an, und wenn dieses Gefühl verschwinden sollte ... wäre das schrecklich.«

»Der Dichter würde sagen, es ist besser, etwas empfunden und einen Verlust erlitten zu haben, als niemals gefühlt zu haben.« Ich schüttelte leicht den Kopf und lachte. »Aber ich bin eigentlich kein Dichter. Ich sehe das Ganze so: Als ich damals hier war, erklärte mir Casey, dass es mit dem Gefühl, etwas erkannt zu haben, so ist wie mit einer Schatzkarte. Hat man die Markierung erst einmal entdeckt, so weiß man künftig stets, wo sie sich befindet.«

»Das ist gut«, sagte Jessica, »nicht wahr?«

Ich nickte. »Das ist es ...« Ich zögerte.

»Was ist?«, fragte sie.

»Es *ist* gut. Es ist sogar großartig«, fügte ich mit Nachdruck hinzu. »Mit jedem Aha-Erlebnis erkennen wir, wie die Dinge wirklich sind. Wir beginnen, das Leben auf einer völlig anderen Ebene zu verstehen. Und mit jedem weiteren Abenteuer, das unserem ZDE und unseren Big Five for Life entspricht, erfahren wir das Leben auf eine Weise, wie wir es uns vorher nicht einmal hätten vorstellen können.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Sie werden an einen Punkt kommen, an dem Sie sich *wirklich* anstrengen müssen, um sich daran zu erinnern, wie es früher war. Als Sie sich in der Kiste gefangen fühlten. Als Sie die Welt als Ort voller Einschränkungen empfanden anstatt als Spielplatz mit unbegrenzten Möglichkeiten.«

»Das klingt alles unglaublich«, sagte Jessica. »Aber warum haben Sie dann gerade so gezögert?«

»Weil man ein Leben in der Kiste nicht mehr akzeptiert, wenn man diesen Punkt einmal erreicht hat.«

»Ein Leben in der Kiste will ich auch gar nicht akzeptieren. Ich will *dieses* Gefühl haben«, antwortete sie vehement.

Ich nickte. »Das verstehe ich. Sie sollten allerdings noch etwas wissen: Manchmal muss man einen Preis dafür bezahlen.«

Sie sah mich neugierig an. »Was für einen Preis?«

Ich zuckte erneut mit den Achseln. »Ich kann Ihnen nur von meiner eigenen Erfahrung berichten. Als ich mich zu verändern begann, waren für mich ein paar meiner Freundschaften sowie einige Kontakte zu Verwandten nicht mehr sinnvoll.«

»Und woran lag das?«

»Nun, ich stellte fest, dass einige Leute mich als jemanden mochten, der sich in der Kiste befand. Diesen Menschen kannten sie. In seiner Gesellschaft fühlten sie sich wohl. Sie wollten jemanden, der die Welt so sah wie sie selbst. Als ich die Welt nicht mehr so sah, fühlten sie sich bedroht.«

»Was geschah dann?«

»Am Anfang versuchten sie, die Kiste wieder um mich herum aufzubauen. Es waren Kleinigkeiten. Sie beklagten sich darüber, wie ungerecht die Welt sei oder was für ein Trottel ihr Chef sei. Oder sie verwickelten mich in langatmige Gespräche über irgendeine Tragödie, die sie in den Nachrichten gesehen hatten, oder erzählten mir ausführlich den Klatsch und Tratsch über irgendeinen Prominenten.«

»Aber das entsprach Ihnen nicht mehr«, sagte Jessica.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, mitnichten. Ich wollte nicht mehr Teil dieser Energie sein. Es war für mich in Ordnung, wenn die anderen es so für sich entschieden. Ich verurteilte sie deshalb nicht. Aber ich wollte nicht länger dabei mitmachen.«

»Und wie entwickelte sich das Ganze dann weiter?«

»Mit der Zeit hatte ich immer weniger Kontakt zu einigen alten Freunden und Verwandten. Dafür hatte ich nun mehr Raum für neue Freundschaften und Begegnungen. Und zwar für solche, die stärker dem entsprachen, der ich geworden war und der ich in der Zukunft gerne sein wollte.«

Ich zuckte mit den Mundwinkeln. »Ich beschloss, lieber ich selbst und glücklich zu sein. Ich wollte nicht mehr dem Bild entsprechen, das andere sich von mir machten, und mich auch nicht mehr mit einem Zustand zufriedengeben, der lediglich in Ordnung war.«

Jessica nickte. »Das hört sich nach einer guten Entscheidung an. Offenbar geht es Ihnen sehr gut damit, Sie selbst zu sein. Mit *diesem* Selbst.«

»Ja, ich fühle mich sehr wohl. Aber es kommt nicht immer gut bei anderen an.«

»Tatsächlich?«

»Aber sicher. Ich pflege einen ziemlich anderen Lebensstil. Ich tue, was ich will, wann immer ich es möchte. Ich besitze weder ein Haus noch ein Auto. Jedes zweite Jahr reise ich irgendwo in der Weltgeschichte herum. Viele Menschen können das nicht verstehen. Es verunsichert sie.«

»Warum das?«

»Weil es ihre eigenen Überzeugungen infrage stellt. Ihrer Weltsicht zufolge müsste ich in meinem Alter einen gewissen finanziellen Betrag in meine Altersvorsorge stecken. Ich müsste einen bestimmten Autotyp fahren, in einer bestimmten Wohngegend wohnen, bestimmte Hobbys haben sowie eine bestimmte Form von Partnerschaft ... Wenn ich diese Dinge nicht erfülle, reagieren die Leute zum Teil irritiert. ›*Vielleicht muss ich all das auch nicht unbedingt tun*‹, denken sie.«

»Warum bin ich hier?«, sagte Jessica nachdenklich.

Ich nickte. »Ich weiß. Diese Frage steht aus einem bestimmten Grund auf der Speisekarte des Cafés. Denn letztlich kommt es nicht darauf an, was Sie nach Meinung von irgendjemand anderem tun *sollten* oder *müssten*. Das ist nur eine kollektive Meinung, die darauf basiert, was die Mehrheit der Menschen tatsächlich tut. Und in den meisten Fällen entspricht es dem, was viele Unternehmen mit ihrer Werbung gerne erreichen möchten.«

Ich schmunzelte. »Nach dem Motto: ›Soso, Sie sind eine Frau zwischen 30 und 35? Die meisten Frauen in diesem Alter haben einen Job, eine Familie, ein Haus mit drei Schlafzimmern und zwei Bädern und sie fahren einen SUV. Also sollten auch Sie all das haben.««

»Und so beginnt man ein Leben nach diesem Drehbuch zu leben«, sagte Jessica. »Letztlich führt man ein im Vorhinein definiertes Leben. Egal ob man 20, 50 oder 80 ist.«

»Es sei denn ...«, sagte ich und hielt inne.

»Es sei denn, man fragt sich – *Warum bin ich hier?*«, vervollständigte Jessica meinen Satz. »Und schreibt dann ein neues Drehbuch, das *eigene* Drehbuch. Eins, das einem erlaubt, das Leben zu führen, das man möchte. Auf eine Weise, wie man es möchte.«

Ich nickte. »Genau das habe ich gelernt.« Ich lächelte Jessica zu.

»Was ist?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Manchmal frage ich mich, ob der Sinn des Lebens nicht genau darin besteht. Ob es einfach ein riesiges Spiel ist, in dem es darum geht, sich an das Leben zu

erinnern, das man *selbst* führen möchte. Zu erkennen, dass man selbst das Spiel kontrolliert, und nicht andersherum.«

»Seinen eigenen Spielplatz zu errichten«, fügte Jessica nachdenklich hinzu, »und so viel darauf zu spielen, wie man möchte.«

»Sie sind da! Sie sind da!«

Emma rannte durch die Hintertür des Cafés auf den Sand hinaus.

»Hi Sophia! Hi Tutu!«, rief sie aufgeregt.

Ich drehte mich um, damit ich sehen konnte, mit wem sie sprach.

Ein kleines Mädchen und eine ältere hawaiianische Frau wurden gerade von Emma umarmt.

»Das Mädchen ist Sophia, sie ist Emmas Freundin«, erklärte mir Jessica. »Ich habe sie heute zusammen spielen gesehen.«

»Wer ist die ältere Frau?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Jessica und ich erhoben uns.

Emma brachte ihre Freundinnen zur Feuerstelle.

»John und Jessica, dies sind meine Freundinnen – Sophia und ihre Oma. Wir nennen sie Oma Tutu. Denn das heißt Oma auf Hawaiianisch.«

Ich kniete mich hin, um auf Augenhöhe mit Sophia zu sein, und reichte ihr meine Hand. »Ich freue mich, dich kennenzulernen, Sophia.«

Sie schüttelte meine Hand. »Ich freue mich auch«, sagte sie mit einem schüchternen Lächeln.

Ich stand wieder auf und tauschte den Platz mit Jessica, die gerade Tutu begrüßt hatte. Jetzt war ich an der Reihe.

Tutu hatte eine Präsenz und eine Ausstrahlung, die darauf schließen ließen, dass sie eine große Lebenserfahrung hatte. Ihre Augen leuchteten und ihre Energie war so deutlich spürbar, als könne man sie mit ausgestreckter Hand berühren. Ohne die paar grauen Strähnen in ihren langen, dunklen Haaren wäre es fast unmöglich gewesen, ihr Alter zu schätzen. So jugendlich und kraftvoll wirkte sie.

»Aloha, John«, sagte sie und umarmte mich herzlich.

»Aloha«, antwortete ich.

Als wir uns voneinander lösten, lächelte ich sie an. Sie streckte ihre Hand aus und tätschelte meine Wange. »Es ist schön, dass Sie wieder hier im Café sind«, sagte sie und erwiderte mein Lächeln.

Ich war mir nicht sicher, woher sie wusste, dass ich bereits einmal dort gewesen war. Vielleicht hatte Emma es Sophia erzählt, und Sophia hatte es ihr berichtet. Vielleicht wusste sie es auch einfach so. Ich hatte das Gefühl, dass Letzteres der Fall war.

Tutu trug ein traditionelles hawaiianisches Gewand, und Sophia zupfte daran. Tutu legte ihre Hand auf Sophias Kopf. »Was ist denn, meine Kleine?«, fragte sie sanft.

»Dürfen wir ihnen jetzt ihre Blumen schenken?«, flüsterte Sophia.

Tutu lächelte. »Ich glaube, Mike und Casey werden gleich da sein. Wie wäre es, wenn wir noch auf sie warten würden und dann allen ihre Blumen geben?«

Sophia strahlte über das ganze Gesicht und nickte eifrig mit ihrem kleinen Kopf.

Wie auf ein Stichwort traten Mike und Casey aus dem Café heraus. Beide trugen je ein großes Tablett mit Essen. Sie kamen zu uns herüber.

»Hallo Sophia, hallo Tutu«, sagte Casey, als sie näher kamen.

Sie stellte ihr Tablett ab und umarmte beide. Mike schloss sich an.

»Wir haben *vielen* tolle Sachen zum Essen«, sagte Emma.

Ich blickte zu den Tablett. Es war ein Festmahl. Frische Ananas und Papayas, ganze gegrillte Fische, in Bananenblätter eingewickelter Reis ...

»Genau das Richtige für ein paar hungrige Surfer«, sagte Mike.

»Jessica hat heute surfen gelernt, Tutu«, sagte Emma.

»Warst du ihre Lehrerin?«, fragte Tutu.

»Ja.«

»Surfen Sie auch?«, fragte Jessica Tutu.

»Sie ist eine tolle Surferin«, warf Emma ein. »Tutu hat es Sophia beigebracht. Es liegt ihr im Blut. Die Hawaiianer haben das Surfen erfunden.«

»Tatsächlich?«, fragte Jessica überrascht. »Ich dachte, es käme aus Kalifornien.«

Tutu schlang ihre Arme um Emma und küsste sie auf den Kopf. »Es wurde hier erfunden«, antwortete sie. »Vor sehr langer Zeit. Die Hawaiianer hatten stets eine tiefe Verbindung zum Wasser. Schließlich bewohnen wir eine kleine Inselgruppe inmitten eines sehr großen Ozeans.«

»Darf ich sie jetzt verteilen, Tutu?«, flüsterte Sophia.

Tutu blickte zu ihr hinab und lächelte. »Ja, meine Kleine.«

Sophia öffnete den großen Korb, den Tutu mitgebracht hatte. Sie griff hinein und zog eine wunderschöne Kette aus frischen Blumen heraus. Dann ging sie zu Jessica. »Aloha, Jessica. Der hier ist für dich. Es ist ein Lei.«

Jessica kniete sich in den Sand nieder, damit Sophia ihren Kopf erreichen konnte. Sie beugte sich etwas nach vorne, und Sophia legte ihr die Blumenkette sanft um den Hals.

»Danke, Sophia«, sagte Jessica leise.

»In der hawaiianischen Kultur bringen wir unsere Verbindung mit einer anderen Seele zum Ausdruck, indem wir jemandem einen Lei schenken«, erklärte Tutu. »Diese Tradition reicht Tausende von Jahren zurück. Wir bringen damit Liebe, Dankbarkeit, Vergebung, Frieden ... zum Ausdruck.« Sie lächelte. »Außerdem feiern wir auf diese Weise auch die Lebensenergie.«

Nacheinander schenkte Sophia uns allen einen Lei.

Sie dufteten unglaublich. Das süße Aroma der Blumen erfüllte die Luft.

»Danke, Sophia und Tutu, für den wunderschönen Lei«, sagte Mike. »Was haltet ihr davon, unsere Feier mit dem Essen fortzusetzen? Hat jemand Hunger?«

»Ich!«, rief Emma.

»Ich auch!«, fügte Sophia hinzu.

»Tja, dann denke ich, wir fangen mit euch beiden an«, antwortete Mike schmunzelnd.

Das Essen war fantastisch. Wir aßen, bis wir pappsatt waren. Dann holte Casey ein paar Kissen aus dem Café und wir machten es uns um das Feuer herum gemütlich. Bis auf Emma und Sophia. Sie spielten zusammen, bauten Sandburgen und verzierten sie mit Muscheln.

»Casey und Mike, das war unglaublich. Danke«, sagte ich.

Casey erhob ihr Glas. »Willkommen zurück«, antwortete sie. »Und danke für deine Hilfe in der Küche heute Morgen.«

»War das erst heute Morgen?«, fragte ich. »Es scheint schon so lange her zu sein. Es war so ein außergewöhnlicher Tag.«

Jessica nickte. »Es ist wirklich kaum zu glauben, dass es erst heute Morgen war. Irgendwie kommt es mir so vor, als wäre es ein ganzes Leben her.«

Casey lächelte. »Ein Tag bekommt eine völlig neue Bedeutung, wenn man ihn mit sinnvollen Dingen ausfüllt, nicht wahr?«

»So ist es«, sagte Jessica nachdenklich. »So ist es in der Tat. – Warum also machen wir es dann nicht?«, fügte sie hinzu. Sie blickte in die Runde und lachte. »Ich glaube, ich muss treffender fragen: ›Warum tue *ich* es nicht?‹ Mir scheint, Sie alle haben das für sich herausgefunden.«

»Wie siehst du das, John?«, fragte Mike. »Du bist doch gerade erst von einem weiteren Jahr voller erlebnisreicher Tage zurückgekommen.«

Ich dachte einen Moment lang nach. »Zum Teil bestand der Trick darin, mich von der endlosen Erledigungsliste zu verabschieden«, antwortete ich.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Jessica.

»Bevor ich das erste Mal in dieses Café kam, führte ich ein sehr hektisches Leben. Allerdings war ich mit Aktivitäten beschäftigt, die nicht dem entsprachen, was ich wirklich tun wollte. Wenn ich alle Aufgaben erledigt hätte – so dachte ich –, wäre ich schließlich frei. Wenn ich einfach all die Punkte auf meiner To-do-Liste abarbeitete, würde ich das Leben führen können, das ich mir wünschte.«

»Und wie hat das für dich funktioniert?«, fragte Mike grinsend.

Ich lächelte. »So schlecht, wie man es sich nur vorstellen kann. Ich konnte die Liste nie vollständig abhaken. Sobald zwei Dinge erledigt waren, kamen schon zwei neue hinzu. Es schien eine endlose Reihe von Verpflichtungen zu geben.«

»Genauso fühle ich mich an den meisten Tagen«, sagte Jessica. »Ich bin auf diese wunderschöne Insel gekommen, aber ich kann sie nie genießen. Ich denke stets, wenn ich etwas länger arbeite, mir Arbeit mit nach Hause nehme, an den Wochenenden ins Büro gehe ... dass ich dann irgendwann alles erledigt haben und frei sein werde. Aber dazu kommt es nie.«

»Das Universum schaut zu«, sagte Casey leise.

»Sie haben recht«, erwiderte Jessica. »Sie haben so recht.«

»Das Universum schaut zu?«, fragte ich.

Jessica blickte zu Casey. »Nur zu«, sagte Casey. »Sie wissen ja, worum es geht.«

In den nächsten paar Minuten erklärte Jessica mir, was es damit auf sich hatte. Und dass sie und Casey sich früher am Tag darüber unterhalten hatten.

Als sie fertig war, nickte ich. »Ich habe noch nie diese Begriffe dafür verwendet, aber ich habe festgestellt, dass es absolut stimmt. Man bekommt mehr von dem, womit man seine Zeit verbringt. Der Schlüssel besteht also darin, zunächst die wichtigen Dinge ins eigene Leben zu integrieren. Wenn danach noch Raum übrig ist, kann man den Rest hinzufügen.«

Tutu lachte leise. »Im polynesischen Brauchtum gibt es eine Geschichte, die das wunderbar veranschaulicht. Sie handelt von dem dummen Seefahrer und seinem Auslegerboot«, sagte sie.

»Können wir die Geschichte hören?«, fragte Jessica.

»Ui, können wir den Tanz aufführen?«, fragte Emma aufgeregt.
»Oh ja, geht das?«, fragte auch Sophia.

»Ich wusste nicht, dass ihr beiden zuhört«, sagte Tutu lächelnd.

»Wir haben gespielt *und* zugehört«, antwortete Sophia.

»Tja, wenn ihr den Tanz machen wollt, braucht ihr Musik dazu«, sagte Tutu und sah Mike an.

Er schmunzelte. »Bin gleich wieder da.« Er stand auf und joggte zum Café. Ein paar Minuten später kam er mit einer Ukulele und drei Trommeln zurück.

»Das sind Pahu«, erklärte er und reichte Jessica, Casey und mir je eine Trommel, »original hawaiianische Trommeln.«

Ich nahm meine Trommel und schlug ein paar Mal mit der Hand darauf.

Mike wendete sich Tutu zu. »Erweist du uns die Ehre und erzählst uns die Geschichte?«

Sie nickte.

»Dann nehme ich an, Sophia und ich werden tanzen und du spielst die Ukulele«, sagte Mike und tat so, als wolle er Emma die Ukulele geben.

»Nein«, protestierte sie kichernd. »*Du* spielst Ukulele und *ich* tanze mit Sophia.«

Mike tat so, als wäre er überrascht. »Ach! So machen wir das also. Na gut.« Er setzte sich lächelnd auf den Sand.

»Gut, meine Tänzerinnen, kommt näher«, sagte Tutu. »Erinnert ihr euch an die Bewegungen?«

Die beiden Mädchen nickten begeistert.

»Dann ist es nun an der Zeit für die Geschichte vom dummen Seefahrer und seinem Auslegerboot.«

Tutu wendete sich Jessica und mir zu. »Meine neuen Trommler, ihr habt eine sehr erfahrene Trommlerin an eurer Seite, die euch anführen wird. Und außerdem einen sehr versierten Ukulelespieler. Vertraut ihnen. Sie kennen dieses Lied sehr gut. Folgt einfach ihrer Führung und habt Spaß dabei.«

Ich nickte. Jessica sah mich lächelnd an. Dann hielt sie ihre Hände über ihre Trommel.

Mike begann, leise die Ukulele zu spielen. Als Casey sanft mit der Trommel einfiel, schlossen auch Jessica und ich uns an.

Tutu begann, sich langsam und im Gleichklang mit der Musik zu wiegen. Ihre Hüfte bewegte sich auf die weiche, geschmeidige Art, die so charakteristisch für die anmutige Kunst des hawaiianischen Tanzes ist. Die Mädchen traten neben sie und fingen an, sich gleichfalls hin und her zu wiegen.

Nach einer kurzen Weile setzte Tutu rhythmisch zur Musik mit der Geschichte ein.

»Von den Flüssen bis zum Meer,

von den Sternen bis zur Sonne,

neue Abenteuer suchen wir,

wollen Lachen und große Wonne.

Als Entdecker von allem,

die Abenteuer groß oder klein,

unser erster Schritt muss

das Packen des großen Kanus sein.

Das ist das Credo des polynesischen Abenteurers«, sagte Tutu mit dramatischer Stimme und hob ihre Arme gen Himmel.

Casey begann, wie verrückt zu trommeln. Jessica und ich taten es ihr nach. Die Mädchen, die Tutus Worte bisher mit langsamen Bewegungen begleitet hatten, tanzten nun wild mit erhobenen Armen.

Tutu lächelte und begann erneut, langsam und rhythmisch ihre Hüften zu den Tönen der Ukulele zu bewegen. Nachdem unser wildes Trommeln abgeklungen war, streckte sie einen Arm aus und ließ ihn über ihre Brust gleiten.

»Heute erzählen wir die Geschichte

des dummen Seefahrers, der – nanu!

seine Reise nie antrat,

denn er verstand's nicht zu packen sein Kanu.

All sein Gut lag auf dem Strand,

sollte mit auf diese Reise,

doch nicht alles war davon

nützlich auf die gleiche Weise.

Die wichtigsten tat er zur Seite,

sie wollt' er verstauen am Schluss.

Sein Surfbrett, Speer, Paddel und Hut,

für sein Abenteuer ein absolutes Muss.

Am ganzen Strand versammelten sich Leute,

sie kamen von fern und von nah.

Und jeder glaubte zu wissen,

was auf die Reise mitzunehmen war.

Nimm dies, nimm das und jenes noch,

so beschied ihm manch einer;

zur See gefahren, ins Wasser gestochen,

war von ihnen noch keiner.

Nimm dies, nimm das und jenes noch,

so riefen andere ihm zu,

die ihr Leben lang nur träumten

von Abenteuern und viel Spaß dazu.

Sie riefen und riefen bald stundenlang

und hörten gar nicht mehr auf.

Der dumme Seemann, er mühte sich,

und hörte tatsächlich darauf.

Er packte das Kanu, er füllte es an,

wohl hundert Mal einen Platz er fand.

Doch stets wenn er meinte, fertig zu sein,

stand das Wichtigste noch immer am Strand.

Nimm dies, nimm das und jenes noch,

riefen die Leute in einem fort.

Nimm dies, nimm das und jenes noch,

ihre Stimmen erfüllten den Ort.

Der Seemann sprach ganz unbeirrt,

das Wichtigste nehm ich am Schluss,

die Zeit verging und immer noch,

saß er fest mit großem Verdruss.

Wie mach ich's nur, wie tu ich's bloß ...

er plagte sich so sehr.

Doch immer noch packte er nicht ins Boot,

was er dringend brauchte auf dem Meer.

Die Tage und Wochen, sie gingen dahin,

die Regensaison hat fast schon begonnen,

und als dann der erste Tropfen kam,

war die Zeit zur Abfahrt veronnen.

UUGA UUGA UUGA UUGA

UUGA UUGA UUGA UUGA«

Mike hatte zu singen begonnen. Emma und Sophia fielen ein und zogen lustige Grimassen, als wären sie keine Menschen, sondern geschnitzte Totems.

Casey blickte Jessica und mich lächelnd an. Sie nickte uns auffordernd zu, um uns zum Mitsingen zu bewegen. Also stimmten wir mit ein und lachten laut, während wir die Mädchen beobachteten und unseren Uuga-Uuga-Gesang von uns gaben.



Tutu sprach nun mit erhobener, dramatischer Stimme: »Der Himmel verfinsterte sich. Der Wind begann zu weeeeeehen.«

Als Tutu das sagte, stellten Emma und Sophia sich einander gegenüber, atmeten rasch ein und pusteten sich dann gegenseitig Luft ins Gesicht. Sie brachen unmittelbar in Gelächter aus.

Ich wendete mich lachend Jessica zu. Sie blies mir Luft ins Gesicht, was mich noch mehr zum Lachen brachte.

»UUGA UUGA UUGA UUGA

UUGA UUGA UUGA UUGA«

Als Tutu den Gesang wieder aufnahm, verlangsamte sie den Rhythmus und ließ ihre Stimme sehr traurig klingen.

»Es regnete hinab, viele Tage lang,

und Donner gesellte sich dazu.

So gab der Mann seinen Traum endlich auf,

und verließ sein großes Kanu.«

Als Tutu den letzten Vers gesungen hatte, hörten Emma und Sophia mit einem perfekten komödiantischen Timing auf zu tanzen, zuckten mit den Achseln, machten eine traurige Miene und riefen sehr laut: »Ohhhhhh.« Es war urkomisch, und wir mussten alle herzlich lachen.

Nachdem das »Ohhhhhh« verklungen war, begann Tutu sich wieder hin und her zu wiegen und zu singen. Auch die Mädchen setzten ihren Tanz fort.

»Die große Lehre verstand er nicht,

die jeder von uns sollt bewahr'n:

Das Wichtigste pack zuerst ins Boot,

sonst kannst du nicht in die Ferne fahrn.

Drum denkt an die Geschichte

vom Seemann, der zu dumm war dazu,

nie ging er auf Reisen,

denn er verstand's nicht zu beladen sein schönes Kanu.

Was das Wichtigste im Leben,

packt zuerst in das Kanu,

sonst habt ihr ein Leben voller Dinge,

aber keine erfüllenden Abenteuer dazu.«

Casey begann wieder wie verrückt zu trommeln, um das Ende des Liedes zu signalisieren. Jessica und ich fielen mit ein. Die Mädchen tanzten noch einmal sehr wild und schnitten sich gegenseitig ausgelassen Grimassen.

Nachdem wir das Lied beendet hatten, musste ich so stark lachen, dass ich dachte, mein Bauch würde eine ganze Woche lang wehtun. Den anderen ging es offenbar genauso.

»Das war toll«, sagte Jessica schließlich. »Es hat riesigen Spaß gemacht.« Sie sah Emma und Sophia an. »Ihr zwei wart großartig. Woher könnt ihr all die Bewegungen so gut?«

Emma grinste und tanzte etwas herum. »Tutu hat uns das beigebracht. Es ist eins von Sophias und meinen Lieblingsliedern. Wir üben es oft mit Tutu, nicht wahr, Sophia?«

Sophia lachte. »UUGA, UUGA«, machte sie an Emma gewandt und nahm die lustigen Tanzbewegungen wieder auf.

Emma lachte und tat so, als hätte sie Angst. Dann rannte sie fort. Sophia verfolgte sie.

»Bevor die westlichen Kulturen hierherkamen, wurde Wissen der hawaiianischen Tradition zufolge in Form von Geschichten und Liedern weitergegeben«, erklärte Tutu. »Auf diese Weise haben die Menschen etwas gelernt.« Sie blickte zu den Mädchen. »Sie werden sich an das Lied und die darin enthaltene Lehre erinnern.«

»Das werde ich auch«, meinte Jessica. »Die Botschaft scheint jetzt so offensichtlich zu sein.«

Tutu lächelte. »Dann ist es eine gute Geschichte zum Lernen und Weitererzählen.«

»Und sie eignet sich für mein Buch mit den Aha-Erlebnissen«, sagte ich und stand auf. »Ich bin gleich wieder zurück.«

Ich ging zum Café und betrat die Küche. Mein Rucksack lag in einem Regal. Ich schnappte ihn mir und wollte die Küche gerade wieder verlassen, da fiel mein Blick durch die Durchreiche auf den Gastraum. Nur ein paar Lichter brannten, aber ich konnte trotzdem alles erkennen. Die roten Sitznischen, die lange Theke, den Kleiderständer bei der Tür ...

Ich erinnerte mich schlagartig an meinen ersten Besuch. Am Strand zu sitzen war fantastisch gewesen. Doch der Innenbereich des Cafés hatte etwas Magisches an sich. Vor allem jetzt, am Abend. Ich lächelte dankbar, dass ich – aus welchem Grund auch immer – die Chance bekommen hatte, diesen Ort zu besuchen. Und nun erneut hier zu sein.

»Er hat eine besondere Energie, nicht wahr?«

Ich drehte mich um. Casey stand lächelnd in der Küche. Ich hatte sie nicht hereinkommen hören.

Ich nickte und sah dann noch einmal in den Gastraum. »Wenn ich hier so stehe, wird mir bewusst, wie sehr mein Leben sich verändert hat«, antwortete ich schließlich. »Drei Fragen und eine Nacht in einem Café, das ich zufällig entdeckt habe ... Wo wäre ich jetzt wohl, wenn diese Nacht nicht gewesen wäre?« Ich schüttelte den Kopf. »Kaum auszudenken.«

»Du warst bereit dafür«, antwortete Casey. »Und aufgrund dieser Bereitschaft hast du entsprechend gehandelt.«

Ich wendete mich ihr wieder zu. »Irgendwie habe ich es einfach gewusst. Ich wusste, dass alles gut laufen würde, wenn ich mein Kanu zuerst mit den Dingen befüllte, die mir am wichtigsten waren. *Wie* es laufen würde, wusste ich nicht. Nur, dass es gut werden würde.«

»Und so war es dann auch«, sagte sie.

Ich nickte. »In einem Maße, wie ich es mir nie hätte vorstellen können.« Ich zögerte. »Es gibt diesen Punkt, an dem man Vertrauen haben muss. Man kann etwas planen und vorbereiten, man kann darüber nachdenken und mit anderen Leuten reden ... Aber dann kommt ein Moment, an dem man am Rande eines Abgrunds steht und einen Schritt nach vorne machen muss. Nur um dann festzustellen, dass da gar kein Abgrund war.

Seit wir auf diesen Planeten gekommen sind, war alles darauf angelegt, dass wir uns in diese Richtung bewegen. Wir wurden dabei unterstützt, geleitet, ermutigt ... auf dem ganzen Weg. Es ist ein komplexes, wunderbar gestaltetes Spiel, das darauf ausgerichtet ist, dass wir erfolgreich sind und nicht scheitern.«

Ich lächelte. »Ich weiß nicht, warum ich dir das alles erzähle. Mir ist bewusst, dass du es weißt.«

Casey nickte. »Ja ... das tue ich ... Doch wie jeder andere hatte auch ich eine Zeit, in der es mir nicht klar war. Es gab eine Zeit, in der die Ängste und Sorgen, das *Sollen* und *Müssen* sowie das *Nicht-Dürfen* mein Leben dominierten. Aber sobald man in Übereinstimmung mit seinem Herzen agiert und sieht, dass alles gut funktioniert, verabschiedet man sich von diesen Vorstellungen. So hast du es erlebt. Und so wird es auch weiterhin sein. Bei Jessica wird es ebenfalls so kommen. Wenn sie den Sprung wagt.«

Casey betrachtete den Rucksack in meiner Hand. »Holst du gerade dein Notizbuch?«

Ich nickte und zog das Buch aus dem Rucksack.

»Darf ich?«, fragte sie und streckte ihre Hand aus.

Ich reichte ihr das Buch. Sie blätterte darin und schlug willkürlich eine Seite auf. Dann eine weitere. Und noch eine. »Warum arbeitest du zwischen deinen Reisejahren, John?«, fragte sie, das Notizbuch immer noch in der Hand. »Erfüllt es dich genauso wie das Reisen?«

Ich lachte. »Nein. Aber es ist die beste Lösung, die mir bisher eingefallen ist. Ich weiß, dass ich nach einem Jahr wieder losziehen werde. Und das macht es mir leicht, zur Arbeit zu gehen, einen guten Job zu machen und mich davon nicht runterziehen zu lassen. Die Arbeit ist etwas, das mir das Reisen ermöglicht. Also hat sie einen Zweck. Einen positiven Zweck.

Ich weiß, dass es etwas Besseres gibt. Jessica und ich haben uns heute sogar schon darüber unterhalten. Ich habe nur noch nicht herausgefunden, was besser wäre.« Ich sah Casey aufmerksam an. »Warum fragst du?«

»Mike und ich haben uns über deine Aha-Erlebnisse unterhalten ... Hast du irgendetwas damit vor?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Eigentlich nicht. Ich meine, ich finde sie toll. Ich sehe mein Notizbuch fast jeden Abend vor dem Schlafengehen durch.« Ich schmunzelte. »Sie erinnern mich daran, dass der Abgrund gar kein Abgrund ist.«

»Das ist eine tolle Energie, in die man sich einhüllen kann, bevor man zu Bett geht«, sagte sie.

Ich nickte. »Du sagst es. Ich weiß noch, was ich stattdessen getan habe, bevor ich das erste Mal hier war. Ich habe meinen Abend damit beendet, Nachrichten zu schauen. Oder im Internet etwas über die Katastrophen des Tages zu lesen oder über irgendeine Promigeschichte oder ein Sportereignis.

Dann habe ich das Licht ausgemacht, und meine Gedanken kreisten stundenlang. Immer und immer wieder habe ich die Probleme des Tages gewälzt. Oder ich habe gegrübelt, wie ich mit den am nächsten Tag anstehenden Problemen umgehen könnte.«

Ich schüttelte den Kopf. »Und trotzdem habe ich mich gewundert, warum ich mich ständig so müde fühlte.«

Casey hörte ruhig zu. »Nun, Mike und ich haben uns, wie gesagt, über dich und deine Aha-Erlebnisse unterhalten«, sagte sie, als ich mit meinen Erläuterungen fertig war. »Wir sind der Meinung, dass du sie veröffentlichen solltest.«

Ich ließ ihren Vorschlag auf mich wirken. Und schon war ich nicht mehr so überzeugt von mir selbst wie zuvor. Zweifel schossen mir durch den Kopf. Es war eine Sache, etwas für mich selbst zu

schreiben. Es vielleicht Freunden zum Lesen zu geben, wenn sie mich darum baten. Aber es war etwas völlig anderes, diese Gedanken in die Welt zu bringen, sodass andere Menschen sie lesen und kommentieren konnten. Wer war ich schon, anderen Leuten etwas über die Aha-Momente des Lebens zu erzählen?

In diesem Moment der Angst und Unsicherheit tauchte plötzlich ein Bild vor meinem geistigen Auge auf. Als hätte ich mein Buch genau auf der richtigen Seite aufgeschlagen.

Es war ein Satz, den ich beim Wandern in Costa Rica, auf einer meiner ersten Reisen, aufgeschnappt hatte.

Du kannst entweder voller Vertrauen leben oder in Angst. Beides zusammen geht nicht.

Casey schmunzelte. »Du hast recht daran getan, das aufzuschreiben, und es ist immer noch gültig«, sagte sie. »Und außerdem ... wer bist du, es nicht zu tun?«

Sie hatte recht. Ich wusste, wie es wirklich war. Ich hatte Casey ja gerade erst *erklärt*, dass ich die Wahrheit kannte. Dass der Schritt in den Abgrund nicht in den Abgrund führte.

Ich zuckte mit den Achseln.

Casey lächelte erneut. »Wir wären gerne deine ersten Kunden, John. Wir würden dein Buch gerne unseren Gästen schenken.«

Ich sah sie überrascht an. »Wirklich?«

Sie nickte. »Ja, wirklich.«

Etwas hatte sich plötzlich verändert. Es war so schnell vor sich gegangen. Ich hatte den Abgrund gespürt. Einen riesigen Raum voller Ungewissheit und Furcht. Dann war der Abgrund mit einem Mal verschwunden. Mit großer Klarheit konnte ich den Weg vor mir erkennen.

»O.k.«, sagte ich. Ich nickte lächelnd. »O.k.« Trotz all meiner Fortschritte wurde mir anhand dieses kurzen Erlebnisses bewusst, dass ich noch viel lernen musste.

»Das müssen wir alle«, sagte Casey. »Deshalb sind wir hier.«

Casey und ich gingen zum Lagerfeuer zurück. Mike spielte auf der Ukulele, und Tutu brachte Jessica und den Mädchen einen neuen hawaiianischen Tanz bei.

Sie lachten und sangen. Die Stimmung war großartig.

»Seite 56«, sagte Casey zu mir.

Ich sah sie fragend an.

Mit ihren Augen deutete sie auf das Notizbuch in meiner Hand. Ich schlug es auf. Bisher waren die Seiten nicht nummeriert gewesen. Nun befanden sich sauber gedruckte Zahlen auf den Seiten, als hätte der Hersteller des Notizbuchs es von Anfang an so produziert.

Ich sah Casey verwundert an. Sie zwinkerte mir zu. »Na, weil du sie doch veröffentlichen wirst«, sagte sie.

Ich musste definitiv noch viel lernen. Ich blätterte zur Seite 56.

Du kannst dir nicht aussuchen, wo du geboren wirst, aber du kannst entscheiden, wo du bleibst. Du kannst dir deine Eltern nicht aussuchen, aber du kannst entscheiden, bei wem du bleibst.

»Ein Teil des Abenteuers besteht darin, sich darüber klar zu werden, was das bedeutet«, erläuterte Casey. »Sich die Freiheit zu nehmen, bestimmte Entscheidungen zu treffen, vorwärtszugehen und sich weiterzuentwickeln. Nicht nur auf körperlicher, sondern auch auf emotionaler Ebene.« Sie deutete mit dem Kopf in Richtung der anderen. »Jessica ist gerade dabei, das zu begreifen.«

»Das ist wahre Freiheit«, erwiderte ich. »Das habe ich erkannt. Die Fähigkeit, sich nicht durch Dinge wie etwa die eigene Herkunft oder die Umstände, in die man hineingeboren wurde, begrenzen zu lassen. Jeder Mensch, dem ich begegnet bin und der seine eigene Geschichte geschrieben sowie selbst definiert hat, wie er sein Leben gestalten möchte, hat das erkannt. Und das sind die Leute, die das Leben offenbar am meisten genießen.«

»Sie haben sich ihren eigenen Spielplatz geschaffen«, fügte Casey hinzu.

Ich nickte.

Wir kamen beim Feuerplatz an. Mike beendete das Lied auf der Ukulele, und die Mädchen ließen sich auf den Boden fallen. Sie kicherten und glucksten immer noch.

Mike erblickte das Notizbuch in meiner Hand. Er sah zu Casey.
»Hast du ihn darauf angesprochen?«

Sie nickte.

»Was meinst du, John«, fragte Mike, »können wir die ersten Käufer deines Buches sein?«

Ich nickte lächelnd. »Natürlich, sehr gerne.«

Er lächelte zurück. »Klasse. Vielleicht musst du in absehbarer Zeit nicht mehr zurückkommen, um ein Jahr lang zu arbeiten, sondern kannst deine Reisen mit deinem Buch finanzieren.«

»Diese Idee gefällt mir«, antwortete ich.

»Ein Freund von mir hat ein Buch geschrieben, das in vielen verschiedenen Sprachen erschienen ist«, sagte Jessica. »Mittlerweile hält er auf der ganzen Welt Vorträge für seine Leser. Er reist genauso gerne wie Sie. Aber jetzt finanzieren andere seine Reisen, und das findet er großartig.«

»Na bitte«, sagte Casey. »Jemand da draußen tut es. Warum solltest du es also nicht tun?«

»Ich kann Sie mit ihm bekannt machen«, sagte Jessica.

»Ah, das Universum bei der Arbeit«, fügte Tutu hinzu. »Werde dir klar darüber, was du willst, denn das ist, als würde man einen Zielscheinwerfer auf den Bereich des reinsten Potenzials richten. Und im Nu fügt sich eins zum anderen.«

Meine Gedanken begannen zu rasen. Die Ängste und Verunsicherung von vorher waren komplett verschwunden.

Die Welt zu bereisen, Vorträge für Leser zu halten, die sich genauso für die Aha-Erlebnisse interessierten wie ich selbst – und dafür bezahlt zu werden: Das wäre fantastisch. Ich bekam eine Gänsehaut. Es war die richtige Idee. Mein Körper hatte mir das soeben bestätigt. Ein großes Abenteuer erwartete mich, wenn ich diese Richtung einschlug.

»Darf ich mir Ihr Buch ansehen?«, fragte Tutu.

»Gerne«, antwortete ich und reichte es ihr.

Sie setzte sich auf den Sand und begann es durchzublättern. Ich ließ mich ebenfalls nieder.

»Na, wie geht's, Coconut?«

Mike war zu Emma und Sophia hinübergegangen. Es war spät geworden, und nach dem Essen und Tanzen wurden die Mädchen langsam müde. Emma streckte Mike ihre Arme entgegen. Er hob sie hoch und hielt sie an seine Brust gedrückt. Er küsste sie auf den Kopf.

»Na, was meinst du. Ist es allmählich Zeit, für heute Schluss zu machen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

Mike setzte sich hin, und Emma machte es sich – den Kopf an seine Brust geschmiegt – auf seinem Schoß gemütlich. Sophia ging zu Tutu und kuschelte sich ebenfalls an sie.

Tutu streichelte über Sophias Kopf. »Hier ist Ihr Buch, John«, sagte sie und reichte es mir. »Danke, dass ich es mir anschauen durfte.«

»Sehr gerne.«

»Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen helfen«, sagte sie. »Ich habe viele Freunde hier auf der Insel. Darunter sind auch einige Hotelbesitzer. Ich finde, Ihr Buch ist etwas ganz Besonderes. So etwas würden viele Leute gerne lesen, wenn sie am Strand sitzen – und Zeit zum Nachdenken haben. Vielleicht würden einige Hotelbesitzer ein paar Exemplare kaufen und sie ihren Gästen zur Verfügung stellen.«

Ich konnte es nicht glauben. »Das würden Sie wirklich für mich tun?«

Sie lächelte. »Ja, sicher. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie gedruckte Exemplare haben, dann werde ich Ihnen helfen.«

Alles geschah so schnell. Es überraschte mich, dabei war es eigentlich nicht verwunderlich. Es entsprach genau dem, was ich seit meinem ersten Besuch im Café erkannt hatte: Wenn ich mich mit etwas beschäftigte und feststellte, dass es mein Weg war, bekam ich von überall Hilfe.

»Seite 71«, sagte Casey.

Ich sah sie an und schlug mein Notizbuch auf Seite 71 auf. Ich las den Abschnitt laut vor.

Betrachtet man den Sternenhimmel in einer klaren Nacht, sieht man weniger als 0,00000005 Prozent der Sterne unserer Galaxie. Und das bezieht sich nur auf unsere Galaxie. Es gibt mindestens einhundertfünfundzwanzig Milliarden weitere Galaxien dort draußen. Wenn irgendeine leitende Kraft all das erschaffen kann, dann liegt die Verwirklichung unserer Träume mit Sicherheit im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Bitte um Führung und würdige, was du geschenkt bekommst, indem du dich entsprechend verhältst.

»Das habe ich in Afrika geschrieben. Ich habe die Sterne dort so klar gesehen wie nirgendwo sonst auf meinen Reisen. Man kann die Milchstraße deutlich mit bloßem Auge erkennen. Und mit einem Fernglas kann man einzelne Sterne betrachten und sie in blauen, roten, orangefarbenen und anderen Farbtönen pulsieren sehen.

Es war meine zweite Afrikareise. Als ich darüber nachgedacht hatte, wo ich demnächst hinreisen wollte, erwähnte jemand, wie einzigartig und anders Namibia sei. Das hatte ich vorher noch nie gehört. Also kaufte ich mir einen Reiseführer über Namibia, und wenn jemand mich fragte, wohin ich als Nächstes reisen wolle, antwortete ich, dass ich Namibia in Betracht ziehe.

Es verging keine einzige Woche, ohne dass mir jemand erzählte, dass er dort gewesen sei, dort gelebt habe oder jemanden kenne, der gerade von dort zurückgekommen sei ... Es hatte den Anschein, als beobachte das Universum mich, als warte es nur darauf, dass ich mir darüber klar wurde. Sobald das geschehen war, ergaben sich sofort zahlreiche Verbindungen.«

Ich lächelte. »Ich danke euch allen sehr. Offenbar passiert das Gleiche bereits mit eurer Idee, aus meinen Aha-Erlebnissen ein richtiges Buch zu machen.«

Jessica sah zu Casey. »Das haben Sie mir vorhin erklärt, nicht wahr? Genau das haben Sie gemeint.«

Casey nickte. »In jedem Moment, in jeder Sekunde sind wir von einem Feld aus reinem Potenzial umgeben. Jede einzelne unserer Handlungen, unser gesamtes Verhalten sendet Signale aus, ob wir es wollen oder nicht. Sie stimmen den Bereich des reinen Potenzials darauf ein, was wir wollen.

In diesem Fall hat John seine Aha-Momente nicht nur erlebt. Sie waren ihm wichtig genug, um sie aufzuschreiben. Damit hat er ein

Signal ausgesendet. Er war gerne bereit, uns an seinen Erkenntnissen teilhaben zu lassen, als wir ihn darum baten, sie lesen zu dürfen. Das hat ein weiteres Signal bedeutet. Er hat positiv auf die Idee reagiert, aus seinen Notizen ein Buch zu machen. Auch das war ein Signal.

Als Sie von Ihrem Freund erzählt haben, der ein Buch geschrieben hat und dafür bezahlt wird, Vorträge für seine Leser zu halten, hat John ebenfalls positiv reagiert. Unser Angebot, das Buch zu kaufen, Tutus Vorschlag, ihm zu helfen ... all das waren weitere Signale. Das Universum erkennt sehr schnell, wenn sich ein Muster entwickelt. Und wir bekommen mehr von den Dingen, die uns offenbar interessieren.«

»Nimm dies, nimm das und jenes noch ...«, sang Tutu leise und sah Jessica und mich augenzwinkernd an.

»Ich verstehe«, sagte Jessica. »Wenn mir nicht gefällt, was ich bekomme, sollte ich beginnen, andere Signale auszusenden. Ich sollte mein Kanu mit den Dingen bepacken, die mir *wirklich* wichtig sind.« Sie zögerte. »Jetzt begreife ich es wirklich.«

Tutu lächelte. »Dann hatten Sie gerade eins der wichtigsten Aha-Erlebnisse, die es gibt.«

Mike hatte das Notizbuch zur Hand genommen und blätterte es durch. Schmunzelnd fragte er:

»Was bedeutet das hier? *Es ist nur ein Auto.*«

Ich zögerte und sah kurz zu Jessica hinüber, ohne etwas zu sagen.

Mike schmunzelte erneut. »Soll ich etwas anderes auswählen?«

»Es ist nur so, dass ... dass ...«, stammelte ich.

Ich schielte noch einmal zu Jessica, die meinen Blick erwiderte.

»Was ist denn?«, fragte Mike.

»Er will mich nicht in Verlegenheit bringen«, erklärte Jessica.

»Nur zu«, forderte sie mich auf.

»Ich möchte nur nicht ...«

Jessica lachte. »Sie verletzen meine Gefühle damit nicht. Nur zu!«

»Also gut. Ich habe einen Freund. Jedes Mal, wenn ich ihn sehe, erzählt er mir, dass er so gerne das tun würde, was ich mache. Wie gerne er reisen und die Welt sehen würde. Immer wenn ich zu einer Reise aufbreche, kündigt er an, dass er mich irgendwo treffen will, damit ich ihn damit vertraut machen kann.«

»Aber er tut es nie?«, fragte Casey.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nie. Und immer wenn ich ihn darauf angesprochen habe, erklärte er mir, er könne sich beruflich nicht freinehmen. Oder ein wichtiges Projekt stehe gerade an. Irgendetwas kommt immer dazwischen. Für mich ist das schon in

Ordnung. Aber ihn ärgert es extrem, denn eigentlich möchte er sehr gerne verreisen.«

»Könnte er sich denn eine Auszeit nehmen?«, fragte Jessica.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn das auch gefragt. Das Problem ist, dass er fast alles ausgibt, was er verdient. Anstatt etwas Geld zur Seite zu legen und sich Freiräume zu schaffen, gibt er es aus, sobald er es verdient hat. Und dann hat er das Gefühl, es sei unmöglich, sich für eine Weile freizunehmen.«

»Aber was hat das mit dem Auto zu tun?«, fragte Mike.

Ich war ziemlich sicher, dass er die Antwort bereits kannte.

»Zum Teil hält sein Auto ihn in seinem Job gefangen. Vor ein paar Jahren hat er sich ein brandneues, schnittiges, sehr schickes Luxusauto gekauft. Es verfügt über jeden Schnickschnack, der beim Autohändler angeboten wurde: eine Videoeinparkhilfe, beheizbare Sitze, ein weltweites Navigationssystem ...

Es ist wirklich vom Feinsten. Aber das sind auch seine Leasingraten. Dazu kommen noch die Versicherungsgebühren und Reparaturen. Jeden Monat bezahlt er fast so viel, wie ich für meine Miete ausgegeben habe.

Außerdem sind noch seine Lebenshaltungskosten zu finanzieren, und so hat er das Gefühl, unmöglich freimachen zu können. Vor allem, wenn es wie bei mir um ein ganzes Jahr geht.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Auch das finde ich in Ordnung. Ich verurteile ihn oder andere Menschen in einer solchen Situation nicht. Es ist ihr Leben und ihre Entscheidung. Allerdings glaube ich nicht, dass ihm bewusst ist, wie sehr ihn diese Festlegung der Freiheit beraubt, andere Entscheidungen zu treffen.«

»Wie zum Beispiel, eine Weile mit Ihnen gemeinsam zu reisen«, fügte Tutu hinzu.

Ich nickte. »Genau. Es wäre eine andere Sache, wenn Autos seine absolute Passion wären. Aber das ist nicht der Fall. Oder wenn er häufig die Gelegenheit wahrnehmen würde, mit seinem Auto zu fahren, was er nicht tut. Er lebt in der Stadt und fährt überall mit dem Taxi hin. Das Auto steht also meistens in einer Garage, und für diesen Parkplatz muss er ebenfalls jeden Monat etwas bezahlen.

Er gibt sein Geld sehr impulsiv aus. Wenn er etwas sieht, das ihm gefällt, kauft er es. Nach ein paar Tagen oder Monaten verlieren die Dinge für ihn meistens ihren Reiz. Er hat also nicht sehr viel davon, muss aber teuer dafür bezahlen.

Um ganz ehrlich zu sein, ich glaube, er besitzt das Auto zur Hälfte deshalb, weil er damit angeben möchte. Er versucht auf diese Weise, *anderen gegenüber etwas Bestimmtes* darzustellen.«

»Er versucht, einem Club anzugehören, in dem er eigentlich gar nicht sein will«, sagte Jessica und blickte zu Casey.

Ich nickte. »Das ist sehr treffend beschrieben. So habe ich es noch nie gesehen, aber ja, ich denke, in seinem Fall trifft das weitgehend zu. Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, erzählte er mir wieder, wie gerne er mich auf meiner nächsten Reise für eine Weile begleiten würde. Aber ich wusste, dass es nicht dazu kommen würde.«

Ich schmunzelte. »Ich bedauerte das zwar, aber immerhin hatte ich dadurch einen meiner Aha-Momente.«

»Und wie sah er aus?«, fragte Jessica.

»So wie wir von unserer Gesellschaft konditioniert sind, hat Erfolg oder Glück in der Regel damit zu tun, ob man viel Geld hat beziehungsweise materielle Dinge besitzt. Auf meinen Reisen um die Welt bin ich vielen verschiedenen Menschen begegnet. Manche hatten Unmengen von Geld, andere hatten gar keins.

Ich habe von ihnen gelernt, dass nicht Geld die Währung ist, die wirklich zählt. Es ist Zeit, es sind Minuten. Materieller Reichtum ist weder schlecht noch gut. Er ist kein Garant für das Glück. Arm zu sein bedeutet im Gegenzug noch lange nicht, dass man unglücklich ist. Ob ich in den ärmsten Regionen der Welt oder in den wohlhabendsten Gegenden war, es gab überall Menschen, die ständig lächelten, und andere, die ständig die Stirn runzelten.

Eine der Gemeinsamkeiten derjenigen, die ständig lächeln, ist ihr Lebensstil. Sie haben beschlossen, jeden Tag viel Zeit mit den Dingen zu verbringen, die ihrem Zweck der Existenz und ihrem Herzen entsprechen.«

»Wie viel gibt Ihr Freund für sein Auto aus, John?«, fragte Casey.

»Fast neunhundert Dollar pro Monat. Dazu kommen zweihundert Dollar für den Parkplatz. Und das alles für ein Auto, das er so gut wie nie benutzt. Er bekommt also nicht sehr viele wertvolle Minuten für sein Geld.

Hätte er eineinhalb Jahre lang jeden Monat diese Summe gespart, hätte er die Welt bereits mit mir bereisen können – und zwar *ein ganzes Jahr lang!* Und das hätte ihm viele wertvolle Minuten beschert.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Also habe ich mir eine Notiz gemacht, um mich daran zu erinnern, mein Geld so auszugeben, dass es dem Leben entspricht, das ich wirklich führen möchte.« Ich sah Jessica an. »Entschuldigen Sie bitte, ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich habe einen anderen Freund, der völlig vernarrt in Autos ist. Er fährt ein Cabriolet. Es ist ein Oldtimer, Baujahr 1968. Und für ihn ist das eine großartige Verwendung seines Geldes. Er liebt dieses Auto und fährt überall damit hin. Er lernt auch gerne neue Leute kennen, und mit diesem Auto kommt er überall leicht ins Gespräch mit anderen. Für ihn hat dieses Auto absolut einen Sinn.«

Jessica lächelte. »Es ist völlig in Ordnung. Sie treten mir nicht zu nahe. Sie bringen mich zum Nachdenken, aber Sie kränken mich nicht.«

»In Wahrheit geht es gar nicht um Autos«, sagte ich. »Die Notiz in meinem Buch soll mich, wie gesagt, lediglich daran erinnern, mein Geld für mich stimmig auszugeben. Mir sind Reisen und Abenteuer wichtig. Für jemand anderen kann es etwas völlig anderes sein.«

Ich schaute zu Casey hinüber. »Eine meiner größten Erkenntnisse bei meinem ersten Besuch in diesem Café hatte genau mit diesem Thema zu tun.«

»Und wie lautete diese Erkenntnis?«, fragte Jessica.

»Achte darauf, dass etwas eine Bedeutung hat, weil es *dir selbst* etwas bedeutet. Nicht weil jemand anderer dich davon überzeugt.«

»Das gefällt mir«, sagte Jessica.

Ich nickte. »Als ich das letzte Mal von hier weggefahren bin, veränderte sich meine Einstellung zum Geld. Es war eine Erfahrung, die mir ziemlich die Augen öffnete. Ich erkannte, dass ich mein Geld

häufig für Dinge ausgab, die nichts damit zu tun hatten, was ich erleben wollte.«

Ich schmunzelte. »Gemessen an den Ansprüchen der meisten Leute sind meine Arbeitsjahre nicht sehr glamourös. Ich gehe nicht oft aus und kaufe mir nicht viele Dinge. Und im Vergleich zu einem einwöchigen Luxusurlaub sind meine einjährigen Reisen nicht sehr spektakulär.«

Ich lächelte erneut. »Aber im Hinblick darauf, was *mir* wirklich wichtig ist ... sind meine Reisejahre absolut herausragend. Andere Länder und Kulturen, interessante Menschen, jeden Tag neue Abenteuer ... Die Arbeitsjahre sind vielleicht etwas dürftig, aber in den Reisejahren bekomme ich eine Menge unglaublicher Minuten.«

Tutu strich zärtlich über Sophias Haare. Sie schlief tief und fest mit dem Kopf auf Tutus Schoß.

»Ich habe eine Geschichte für Sie, Jessica. Möchten Sie sie hören? Ich glaube, Sie können darin eine Verbindung dazu finden, warum Sie heute auf das Café gestoßen sind.«

»Sehr gerne«, antwortete Jessica.

Tutu lächelte und strich Sophia erneut über die Haare. »Also gut. Und danach ist es an der Zeit, die Kleine hier nach Hause ins Bett zu bringen.«

Tutu schloss für einen Moment die Augen. Dann begann sie zu erzählen. »Haben Sie je einen nebligen Morgen erlebt, Jessica? An dem der Nebel so dicht war, dass man kaum noch etwas sehen konnte?«

Jessica nickte.

»Diese Geschichte handelt von einem solchen Nebel. Stellen Sie sich ein altes wunderschönes Haus mit einer großen Veranda vor. Das Haus ist von einem weitläufigen Garten umgeben. Und dieser ist wiederum von einem dichten Wald umschlossen. Ein Pfad führt von der Veranda durch den Garten und in den Wald hinein. Und auf der Veranda steht ein Schaukelstuhl, von dem aus man den Pfad sehen kann.«

Tutu sah Jessica an. »Können Sie sich all das vorstellen?«

Jessica nickte erneut.

»Meiner Erfahrung zufolge«, fuhr Tutu fort, »lässt sich das Leben der meisten Menschen mit dem Platz auf dem Schaukelstuhl vergleichen. Wenn sie jedoch über das Geländer der Veranda blicken, sehen sie weder den Garten noch die Bäume. Was sie sehen, ist der dichte Nebel. Dieser Nebel besteht aus all den Dingen, die sie nach Meinung anderer Leute tun, sehen und glauben sollten. Der Nebel enthält darüber hinaus all ihre Selbstzweifel, Ängste und Unsicherheiten sowie all die negativen Konditionierungen, die sie im Laufe ihres Lebens verinnerlicht haben.

Sie sitzen also auf der Veranda und schaukeln in dem Schaukelstuhl. Dabei denken sie, wenn dieser Nebel sich nur für fünf

Minuten auflösen würde und sie den Weg sehen könnten, der zu dem Leben führt, das sie sich wirklich wünschen ... dann würden sie aus dem Stuhl aufstehen, die Stufen hinuntergehen und dieses Leben leben.

Eines Tages lesen sie dann eine inspirierende Geschichte oder hören von jemandem, der sich gerade einen lang gehegten Traum erfüllt hat. Wie durch Magie verschwindet der Nebel plötzlich, und sie können deutlich den Pfad zu dem Leben erkennen, das sie eigentlich führen möchten. Dieses ist wunderschön und strahlend und es ruft nach ihnen. Fünf Minuten lang denken sie daran, aufzustehen und dem Weg zu folgen. Sie stellen sich die Abenteuer und die Freude vor, die sie erleben würden.

Aber dann sind die fünf Minuten vorbei, und der Nebel verdichtet sich wieder. Und damit lehnen sie sich in ihrem Stuhl wieder zurück ... und schaukeln. Vor und zurück.

Mit der Zeit denken sie, wenn der Nebel sich nur für eine Stunde auflösen würde und sie das Leben sehen könnten, das sie sich wirklich wünschen ... dann würden sie aus dem Stuhl aufstehen, die Stufen hinuntergehen und dieses Leben führen.

Dann sehen sie eines Tages einen besonders inspirierenden Film oder hören eine unglaubliche, aber wahre Lebensgeschichte von

jemandem. Es ist eine perfekte Botschaft für sie. Als hätte der Regisseur ihre Gedanken gelesen oder als würde er sie direkt ansprechen. Und für die nächste Stunde verschwindet der Nebel, und sie erkennen deutlich den Pfad zu dem Leben, das sie sich eigentlich wünschen.

Es ist wunderschön und strahlend und ruft nach ihnen. Diese ganze Stunde lang denken sie daran, aufzustehen und dem Weg zu folgen. Sie stellen sich die Abenteuer und die Freude vor, die sie erleben würden.

Aber dann ist die Stunde vorbei, und der Nebel verdichtet sich wieder. Und damit lehnen sie sich in ihrem Stuhl wieder zurück ... und schaukeln. Vor und zurück.

Mit der Zeit denken sie, wenn der Nebel sich nur für vierundzwanzig Stunden auflösen würde und sie das Leben sehen könnten, das sie sich wirklich wünschen ... dann würden sie aus dem Stuhl aufstehen, die Stufen hinuntergehen und dieses Leben führen.

Schließlich erfahren sie eines Tages, dass ein Freund von ihnen gestorben ist. Ein guter Mensch. Jemand, der rücksichtsvoll und aufmerksam mit anderen umgegangen ist. Jemand, dessen Licht zu strahlend war, um so früh zu verlöschen. Und für die nächsten

vierundzwanzig Stunden verschwindet der Nebel, und sie sehen alles so klar wie nie zuvor.

Sie erkennen den Pfad zu dem Leben, das sie sich eigentlich wünschen, und es ruft intensiver nach ihnen denn je zuvor. Es ist wunderschön und strahlend. Sie sind sich aller Gründe der Welt bewusst, warum sie diesen Weg gehen sollten, und erkennen, dass sie sich durch all ihre früheren Einwände, warum sie es angeblich nicht tun konnten, hatten täuschen lassen. In diesen vierundzwanzig Stunden spüren sie den dringenden Wunsch, sich zu bewegen, anzufangen, loszulegen ...

Aber dann ist der Tag vorbei, und der Nebel verdichtet sich wieder. Und damit lehnen sie sich in ihrem Stuhl wieder zurück ... und schaukeln. Vor und zurück.

Eines Morgens dann sehen sie hinaus, und der Nebel ist verschwunden. Sie warten eine Stunde, aber der Nebel kommt nicht zurück. Sie blicken von der Veranda in die Ferne und können deutlich den Pfad zu dem Leben erkennen, das sie sich wirklich wünschen.

Es ist wunderschön und strahlend und ruft nach ihnen. Sie stellen sich die Abenteuer und die Freude vor, die sie erleben würden, wenn

sie dem Weg nur folgen würden. Schließlich halten sie es nicht mehr aus. An diesem Tag ist es so weit.

Sie stehen von ihrem Stuhl auf und versuchen, einen Schritt zu machen ... nur um festzustellen ... dass sie nicht mehr laufen können.«

Ich blickte zu Jessica. Sie weinte.

»Sie sind jung, Jessica«, sagte Tutu mit sanfter Stimme. »Sie sind klug. Sie sind begabt. Es gibt viele Abenteuer, die nur auf Sie warten. Aber Sie müssen den Nebel ziehen lassen.«

»An manchen Tagen ist er so dicht«, schluchzte Jessica leise. »Heute war alles so klar. Durch die Zeit mit Ihnen hat sich der Nebel vollständig aufgelöst.«

Sie zögerte. »Aber was ist, wenn der Nebel sich wieder verdichtet? Wenn ich den Weg nicht mehr erkennen kann?«

»Dann stehen Sie trotzdem auf und folgen ihm«, erwiderte Tutu. Der Pfad ist immer da. Er wartet nur darauf, dass Sie ihn erkennen. Häufig bedarf es nur des ersten Schritts ins Unbekannte.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, entgegnete Jessica.

Tutu ließ das Schweigen einen Moment im Raum stehen. »Wie weit können Sie im dichtesten Nebel sehen, den Sie sich vorstellen können, Jessica?«

Jessica zögerte.

Tutu nickte ihr auffordernd zu.

»Drei Meter.«

»Und wenn Sie auf der Veranda bleiben, werden Sie immer nur die gleichen drei Meter sehen«, erwiderte Tutu.

Abermals wartete sie, bis das Schweigen den Raum erfüllt hatte.
»Wenn Sie aufstehen und nur einen Schritt machen, einen einzigen Schritt – wie weit können Sie dann sehen?«

Jessica zuckte mit den Achseln, als verstehe sie nicht, worum es ging. »Drei Meter.«

»Genau, aber es sind nicht dieselben drei Meter.«

»Kommen Sie mal her zu mir, mein Kind«, sagte Tutu zu ihr.

Wie ein kleines Mädchen kroch Jessica auf dem Sand zu Tutu. Sie legte ihre Stirn gegen Tutus und weinte. Sie weinte, bis keine Tränen mehr übrig waren.

Tutu wartete geduldig und tröstete Jessica wie eine liebevolle Mutter ihr Kind. Als Jessica nicht mehr weinte, legte Tutu ihre Hände auf Jessicas Gesicht und sah sie an. »Als Sie heute den ersten Schritt gemacht haben, waren die ersten zwei Meter die gleichen wie

immer. Aber der letzte Meter war anders. Er war neu. Und genau dorthin hat das Universum den Beginn Ihres neuen Weges gelegt.«

Jessica wischte sich mit einem Lächeln die Tränen von den Wangen. »Warum hat es ihn nicht mehr in meine Nähe platziert?«, fragte sie lachend durch die Tränen.

Tutu schüttelte bedächtig den Kopf und schmunzelte. »Weil es so nicht funktioniert.«

Casey, Jessica und ich brachten all die Sachen, die wir für das Luau gebraucht hatten, in die Küche. Mike und Tutu blieben mit Emma und Sophia auf dem Arm draußen.

»Das kann ich erledigen«, sagte ich und begann, Wasser in die Spüle einlaufen zu lassen, um das Geschirr abzuwaschen.

Casey lächelte. »Das ist schon in Ordnung, John. Du warst uns heute eine große Hilfe. Ich übernehme das Aufräumen heute Abend.«

»Bist du sicher?«, fragte ich.

Sie nickte. »Ja, ganz sicher.«

Jessica stellte die Sachen ab, die sie in der Hand hielt. »Ich kann gerne helfen«, bot sie an.

Casey schüttelte leicht den Kopf und lächelte erneut. »Danke, Jessica. Aber ich komme wirklich gut klar.«

Jessica blickte durch die Durchreiche in den Gastraum des Cafés. Ihr Kostüm, die High Heels und ihre Handtasche lagen in der Sitznische, in der sie am Morgen gesessen hatte. »Das scheint eine Million Jahre her zu sein«, sagte sie zögernd. »Wie vor einer Million Leben.«

Sie blickte wieder zu Casey. »Alles wird gut«, sagte Casey. »Das war, bevor Sie Bescheid wussten. Jetzt ist die Zeit danach.«

Eine Speisekarte lag auf einem Tresen in der Küche. Jessica nahm sie in die Hand und drehte sie um.

Warum bist du hier?

Spielst du auf deinem Spielplatz?

Hast du MPS?

Sie sah Casey an. »Wir haben noch nicht über die letzte Frage gesprochen.«

Casey lächelte. »Wer waren Sie heute?«

»Wie meinen Sie das?«

»Wer waren Sie heute?«

Jessica dachte kurz nach. »Als ich hier ankam, war ich eine Geschäftsfrau.« Sie lächelte verlegen. »Eine ziemlich gestresste Geschäftsfrau. Dann war ich ein Gast in einem ziemlich ungewöhnlichen Café.« Sie zögerte. »Auf der Schaukel war ich wieder ein kleines Mädchen. Dort draußen«, sie deutete mit dem Kopf in Richtung Meer, »war ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Surferin.«

»Und dann?«, fragte Casey.

Jessica lachte. »Ich war eine Trommlerin und eine Tänzerin und eine Lernende ...«

»Und wer von all diesen Personen waren wirklich *Sie*?«, hakte Casey nach.

Jessica sah sie an. »Vor dem heutigen Tag hätte ich gesagt, nur die erste.« Sie hielt inne. »Aber das wäre eine Lüge. Sie alle sind ich.«

Casey schmunzelte. »Dann haben Sie großes Glück. Denn Sie haben MPS. Eine Multiple Persönlichkeitsstärke. Ihnen ist bewusst, dass das Leben zahlreiche Facetten hat. Und dass auch *Sie* viele Facetten haben. Sie sind offen dafür, jeden Augenblick eine Trommlerin, Surferin, eine Lernende, ein kleines Mädchen oder irgendeine der anderen Persönlichkeiten zu sein, die Sie unverwechselbar machen. Darüber hinaus begrüßen Sie die einzigartigen Energien und Gefühle, die damit einhergehen.

Sie beschenken sich damit, all die Persönlichkeiten zu sein, die Sie ausmachen. Sie nutzen weiterhin all die Sachen auf Ihrem

Spielplatz, die Sie zum Lächeln bringen, Ihnen Freude machen und dafür sorgen, dass Sie ganz Sie selbst sind.«

Casey schmunzelte erneut. »Manchmal bedarf es lediglich einer kleinen Verbindung zu einem anderen Teil unserer Persönlichkeit, damit all unsere Facetten die Möglichkeit haben, sich zu entfalten. Einmal war eine Frau bei uns zu Gast, die viele Jahre zuvor mit dem Singen aufgehört hatte. Es war eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen auf ihrem Spielplatz gewesen. Nach ihrem Aufenthalt hier begann sie wieder damit. Nur ein Mal pro Woche, abends für eine Stunde mit einem Chor.

Sie berichtete, aufgrund dieser einen Stunde sei sie eine bessere Mutter, eine bessere Ehefrau, eine bessere Angestellte ... ein besserer Mensch. Das Singen hat alles für sie verändert.«

»Wenn ich Sie das so sagen höre, fühle ich mich sehr frei«, sagte Jessica. »Es ist, als würde ich etwas hören, was ich schon immer für wahr gehalten, aber nie zugelassen habe, weil ich mir selbst nicht vertraute. Das bin ich. Die Surferin, die Trommlerin, das kleine Mädchen ... Und all die Gefühle, die damit einhergehen. Ich bin all dies.«

»Und wahrscheinlich haben Sie noch hundert Facetten mehr«, sagte Casey und breitete ihre Arme aus. Jessica drückte sie

herzlich.

»Danke«, sagte Jessica.

»Gern geschehen.«

Nachdem die zwei sich voneinander gelöst hatten, wendete Jessica sich mir zu. »Auch Ihnen vielen Dank, John. Heute Morgen wollte ich gerade gehen, als Sie an meinen Tisch gekommen sind und sich mit mir unterhalten haben. Wenn Sie das nicht getan hätten, hätte ich all die Dinge heute nicht erlebt.«

Dieses Mal war sie es, die die Arme ausbreitete. Wir umarmten uns.

»Ich bin froh, dass Sie heute hier waren«, sagte ich. »Und ich freue mich, dass ich helfen konnte.«

Tutu und Mike kamen in die Küche und trugen die immer noch schlafenden Mädchen.

Casey streckte ihre Arme aus, und Tutu übergab ihr Sophia, die sich an Caseys Schulter schmiegte.

»Wir wollten noch Aloha sagen«, meinte Tutu lächelnd. »Ich werde es wohl auch für Sophia übernehmen müssen.«

Jessica umarmte Tutu. »Aloha und Mahalo. Danke für alles, was Sie mich heute gelehrt haben.«

»Wollen wir nächste Woche gemeinsam zum Surfen gehen?«, fragte Tutu sie. »Uns etwas Mädelszeit genehmigen, Sie und ich?«

Jessica strahlte noch mehr als zuvor. »Wirklich? Das würde ich liebend gerne machen.«

»Ich auch.«

Tutu wendete sich mir zu und umarmte mich. »Aloha, John. Es war mir ein großes Vergnügen. Ich werde gespannt auf Ihr Buch der Aha-Momente warten. Und dann helfe ich Ihnen, es auf der Insel unters Volk zu bringen.«

»Es war mir ebenfalls eine Freude«, antwortete ich. »Und danke für Ihr Angebot, mir zu helfen. Ich komme gerne darauf zurück.«

Tutu umarmte Casey und Mike und verabschiedete sich von ihnen. Dann übergab Casey ihr Sophia wieder.

»Soll ich euch beide nach Hause begleiten?«, fragte Casey.

Tutu schüttelte den Kopf. »Das ist sehr nett von dir, Casey, aber nicht nötig.« Sie schmunzelte. »Ich kenne den Weg zu diesem magischen Ort hier, seit ich ein Kind war. Wir kommen gut klar.«

Und damit verschwand sie. Zur Tür hinaus und weg war sie.

Jessica warf einen kurzen Blick aus der Eingangstür des Cafés. »Ich mache mich etwas frisch und sammle meine Sachen ein«, sagte sie.

Ich sah ihr hinterher, als sie zu dem Tisch mit ihrem Handy und ihren Kleidern ging.

»Du hast ihr heute sehr geholfen, John«, sagte Casey. »Im Vergleich zu heute Morgen wirkt sie wie ein anderer Mensch.«

»Ich weiß noch gut, wie sich das anfühlt«, antwortete ich und ließ meinen Blick von Casey zu Mike wandern. »Wie sehr man sich verändern kann, wenn man an diesem Ort etwas Zeit mit euch beiden verbringt.«

Mike lächelte und schob Emma auf seinem Arm etwas höher. »Es war schön, dich wiederzusehen, John.« Er streckte mir seine Hand entgegen.

Ich schüttelte sie und erwiderte sein Lächeln. »Ich habe mich auch sehr gefreut. Vielen Dank für all die Gespräche.«

Er nickte. »Casey, würde es dir etwas ausmachen, den Rest zu erledigen? Ich bringe die Kleine ins Bett.«

Sie nickte. »Gerne.«

»Aloha, John«, sagte Mike, dann drehte er sich um und ging zur Hintertür.

»Aloha, Mike«, antwortete ich.

Dann war es still.

»Lass uns vorne rausgehen«, schlug Casey vor.



Wir verließen die Küche und betraten den vorderen Bereich des Cafés. Im Vorbeigehen ließ ich meine Hand über die verchromten Seitenverkleidungen der Theke und den Bezug der Barhocker gleiten. Ein Gefühl der Traurigkeit überkam mich.

»Du kommst ja wieder«, sagte Casey. »Viel früher, als du denkst.«

Ich sah sie an. »Wird dieser Ort hier sein, falls ich morgen mit dem Fahrrad herkommen sollte?«

Sie lächelte. »Das hängt von tausend Dingen ab, John.«

Ich war erneut traurig gestimmt.

Sie legte ihre Hand auf meine Schulter. »Wenn dein Buch fertig ist, solltest du die Augen offen halten. Wir würden dann gerne unsere Bestellung von dir bekommen.«

Ich nickte.

In diesem Augenblick verließ Jessica die Damentoilette und kam auf uns zu. Sie trug jetzt nicht mehr ihre Strandkleidung, sondern ihr Kostüm und die High Heels. Wie bei ihrer Ankunft im Café trug sie die Haare wieder hochgesteckt. Als sie näher kam, klingelte ihr Handy. Sie blieb stehen und griff in ihre Handtasche.

Ich blickte zu Casey. Sie zuckte mit den Achseln.

Jessica zog ihr Handy aus der Handtasche. Sie hatte den Anruf verpasst. »Ist das nicht seltsam«, rätselte sie, während sie auf das Handy schaute. »Jetzt habe ich einen sehr guten Empfang. Und zahlreiche Nachrichten.« Sie begann, mit dem Handy herumzuspielen und die Nachrichten durchzuscrollen. Ihre Miene wurde ernst und angespannt.

Ich sah wieder zu Casey.

»Es ist ziemlich spät geworden, John«, sagte sie. »Du bist mit dem Fahrrad da, nicht wahr? Ist es in Ordnung für dich, von hier aus nach Hause zu radeln?«

Ich nickte. »Es ist zwar ziemlich dunkel auf den Straßen, aber ich werde langsam fahren. Kein Problem.«

Um ehrlich zu sein, ich wusste nicht genau, wie ich zurückfinden sollte. Aber ich würde es schon irgendwie schaffen.

»Ich werde Sie mitnehmen.«

Es war Jessica. Mit dem Handy in der Hand sah sie mich an.

»Ich kann Sie nach Hause fahren.«

Ich betrachtete sie in ihrem Kostüm und den High Heels. »Das ist schon in Ordnung, Jessica. Mein Fahrrad ist nach der langen Tour von heute Morgen nicht gerade sauber. Außerdem ist Ihr Auto nicht besonders gut für den Transport von Fahrrädern geeignet. Ich möchte es nicht schmutzig machen ...«

Jessica sah Casey und mich breit lächelnd an. Der Ernst und die Anspannung waren aus ihrem Gesicht gewichen. Sie strahlte wieder mit der gleichen herzlichen, schönen Energie wie zuvor – seit sie früher am Tag von den Schaukeln zurückgelaufen war. Sie schaltete ihr Handy aus und ließ es in ihre Handtasche fallen.

»Was ist?«, fragte ich sie.

»Es ist nur ein Auto«, erwiderte sie und strahlte noch mehr. »Es ist nur ein Auto.«

Auch von John Strelecky

[Das Café am Rande der Welt](#)

[The Big Five for Life](#)

[Safari des Lebens](#)

[Reich und Glücklich!](#)

Danke für deinen Besuch

im Café am Rande der Welt

Hier ist noch ein Geschenk für dich. Du bekommst kostenfrei
John Streleckys »10 Anregungen für das Leben deiner Träume«:
www.jsandfriends.com/geschenk.

Weitere wichtige Anregungen, die dir helfen, deinen Zweck der Existenz und deine Big Five zu finden und zu leben sowie alle Informationen zu Seminaren und Veranstaltungen findest du auf unserer Website

www.jsandfriends.com

John Strelecky & Friends GmbH

Glockengießerwall 17

20095 Hamburg

Tel.: +49 (0)4033313367

E-Mail: office@jsandfriends.com

Website: www.jsandfriends.com

www.facebook.com/BFFLD

Der Weg zu deinen eigenen Big Five for Life

Du hast ›Wiedersehen im Café am Rande der Welt‹ oder andere Bücher von John Strelecky gelesen und nun möchtest du mehr wissen: Warum bin ich hier? Was sind die Big Five for Life? Wie kann ich meine persönlichen Big Five for Life finden? Was kann sich in meinem Leben verändern?

Das Intro-Seminar nimmt dich mit auf den ersten Teil der Reise zu deinen persönlichen Big Five for Life. Du erfährst, was es für dich bedeuten könnte, wenn jeder Tag in deinem Leben zu einem wundervollen Museumstag wird. Live und unplugged sprechen wir über die Philosophie von Big Five for Life. Lass dich inspirieren von Menschen, die ihren Herzenswünschen folgen. Du findest deine eigenen Werte und erkennst dich selber.

Und dann kommt der nächste Schritt: Lerne deine persönlichen Big Five for Life auf unserem 2-tägigen Discovery-Seminar kennen. Der Moment, in dem du sie entdeckst, eröffnet dir völlig neue Perspektiven. Plötzlich stehen die 5 Dinge, die du immer schon sehen, tun oder erleben wolltest, klar vor dir. Du erlebst, wie kraftvoll es in einer Gruppe ist, seine persönlichen Big Five for Life zu entdecken und sich der nächsten Schritte bewusst zu werden, die es nun umzusetzen gilt.

John Strelecky & Friends GmbH

Glockengießerwall 17

20095 Hamburg

Tel.: +49 (0)4033313367

Fax: +49 (0)4033313377

E-Mail: office@jsandfriends.com

Website: www.jsandfriends.com

www.LuL.to